Diese Mikroverfilmung
wurde von der

Stiftung
der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

8. Jahrg. – Nr. 40 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 1. Oktober 1939

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

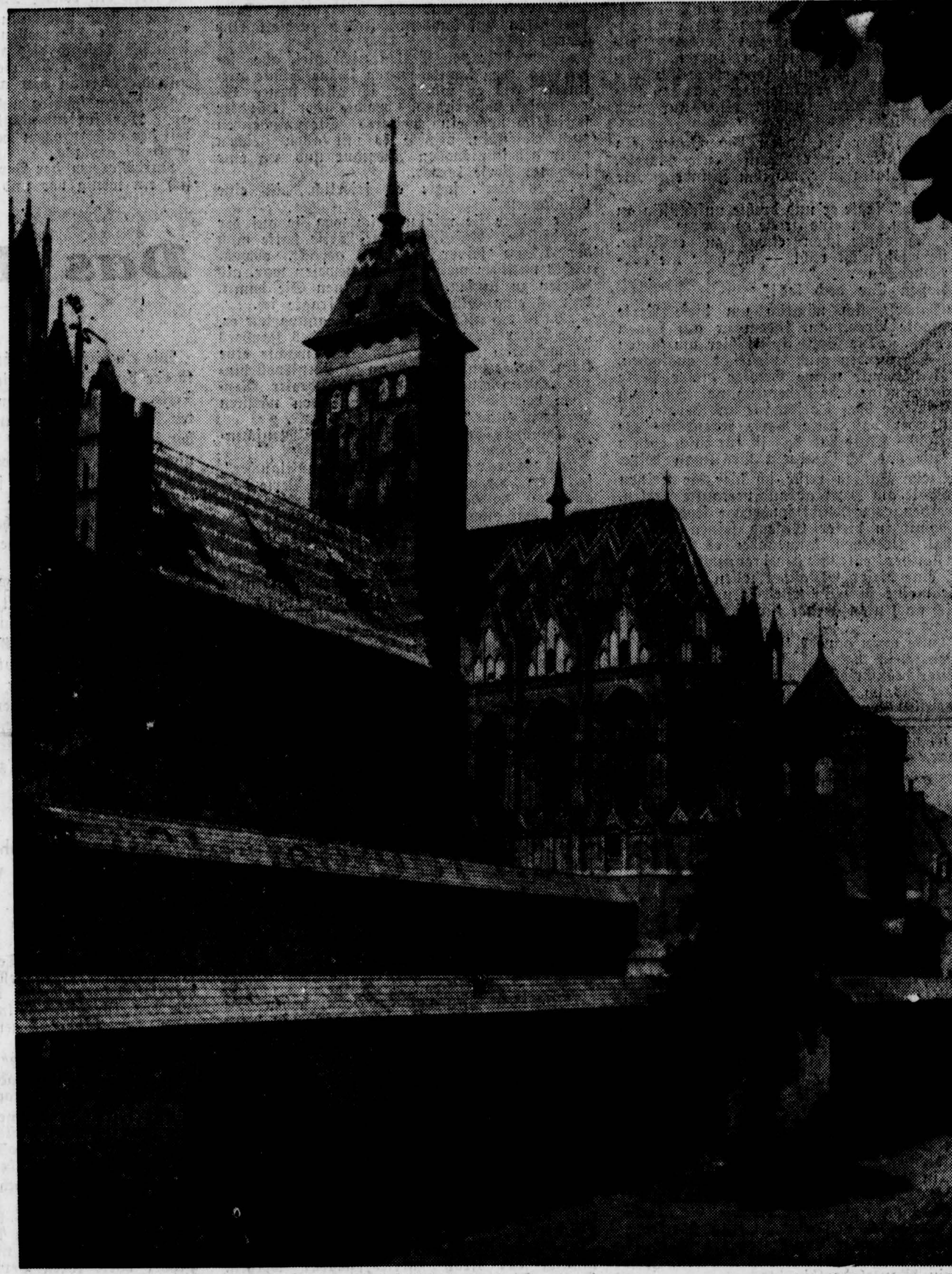
Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

BLICK
nach dem Osten

Die großen geschichtlichen Entscheidungen unserer Tage, die eine neue Wende völkisch-nationaler Entwicklung anbahnen, lenken unser aller Blicke wiederum dem deutschen Osten zu. Unter dem Eindruck der gegenwärtigen Geschehnisse rufen wir den Gang der Geschichte in unser Gedächtnis zurück und werden des hohen Maßes deutsch-völkischer Kraft inne, die sich durch die Jahrhunderte im Osten verströmte. Das eindringlichste Denkmal und ewige Mahnmal dieser kulturellen Leistungen der Deutschen im Osten ist die Marienburg, das Schloß des deutschen Ritterordens an der Nogat; sie ist zugleich das bedeutendste Beispiel staatlicher Architektur im Mittelalter. Wie die großen Bauten immer beredte Zeugen ihrer Zeit sind und über Jahrhunderte hinweg von dem geschichtlichen Willen des Volkes künden, so ist die Marienburg ein ehrwürdiges Symbol des ständigen Dranges des deutschen Volkes zum Osten und der großen Kolonisationskraft, die diese Bewegung immer wieder ausgelöst hat.

Die Marienburg ist Wehranlage und Repräsentationsbau zugleich. Wehrhaft-nüchtern und nützlich-klar ist die Sprache der Bauformen, trutzig und herrlich erhebt sich die Burg an dem Ufer der Nogat. Und dennoch ist ihr Anblick von bezaubernder Wirkung, die Harmonie der gotischen Formen von einzigartiger Schönheit. Weithin leuchtet das Ziegelrot des Backsteins in das Land, vielfach von anderen Farben unterbrochen und herrlich gekrönt durch das schimmernde Gold der Dächer und Zinnen. „In keiner anderen Burg . . . sind Größe, Macht und Wille des Staates, kämpferische Zucht und Wehrwille des Kriegertums, Pracht und Glanz des Herrscherlichen, die Gebundenheit und Freiheit des Menschen im staatlichen Dasein so sinnbildlich architektonisch Gestalt geworden, wie in der Marienburg" (Hubert Schrade). Anmut und Kraft, Mut und Wagnis, kämpferischer Behauptungswille und der Drang zu kultureller Gestaltung haben hier ihren harmonischen Ausdruck gefunden. Und so ist das Hochmeisterschloß des deutschen Ordens an der Nogat uns Heutigen ein Zeugnis des deutschen Lebenswillens im östlichen Raum.



Die Marienburg Foto: Theo Gockel

Der polnische Ritter

Es war ein warmer Frühsommertag des Jahres 1475. Orgelspiel klang aus der alten Kirche St. Maria zu Nürnberg.

Dann taten sich die Flügel des großen Mittelportals auf, und die feierlichen Klänge des „Te Deum laudamus" rauschten plötzlich gewaltig über die Köpfe der Wartenden dahin. Aus der Kirche heraus trat Herzog Georg der Bärtige von Bayern-Landshut, am Arm ein wunderhübsches Mädchen, eine polnische Prinzessin, ihm soeben zur Gemahlin angetraut. Ihr Kleid war ganz von glitzerndem Goldstoff, und das Haupt trug eine Krone von Perlen und Edelsteinen.

Und gleich hinter dem Brautpaar schritt der deutsche Kaiser selbst, Friedrich der Dritte, mit glänzendem Gefolge einher. Der Zug ging nach dem Roten Haus, zu festlichem Mahl und Tanz.

Am nächsten Tag begann das Turnier auf dem Anger am Fuße der Burg. Als erster sprengte ein polnischer Ritter, der Woiwode von Lublin, in die Arena, reichgeschmückt, selbst die Hufe seines Pferdes waren mit Silber beschlagen. Als der breitschultrige Mann eine Paraderunde ritt, stachen unter dem goldschimmernden Helm unnahbar stolze Augen hervor.

Hundert Trompeter und Pfeifer schmetterten darauf los, als der Pole an der Tribüne vorbeiritt, auf welcher der Kaiser mit seinem Sohne Maximillian, fünf Erzbischöfe, sechzehn deutsche Fürsten, vierzig Reichsgrafen, viele Gesandte fremder Länder und ein Kreis schöner Frauen Platz genommen hatten.

Auf ein Zeichen brach die Musik ab, und hervor trat mit gewichtigem Schritt ein Herold. Er verkündete den Versammelten eine Herausforderung des Polen: der Ritter setzte zweitausend Gulden ins Gewett gegen jeden, der ihn aus dem Sattel heben könne.

Staunen und Totenstille zunächst ringsum. Die deutschen Ritter kämpften auf ihren Turnieren nicht um Geld, sondern um die Ehre. Ein derartiges Kampfangebot, noch dazu um eine solche Summe, war was ganz Ungewöhnliches.

Herausfordernd blickte der Pole in die Runde. In seinem Blick schien die höhnische Frage zu lauern, ob vielleicht niemand den Mut hätte, mit ihm zu kämpfen. Doch darin täuschte er sich. Einige junge deutsche Ritter erklärten sich zum Gang bereit. Man mußte um die Reihenfolge losen.

Krachend fuhren die schweren Lanzen auf die Harnische. Zähes Eschenholz splitterte, Eisen klirrte und knirschte, Rosse schnaubten. Nach einer halben Stunde waren fünf deutsche Ritter — und wahrhaftig keine Schwächlinge — ins Gras geworfen. Der Woiwode saß wie angeschmiedet auf seinem ungefügen, schweißbedeckten Tier. Er schien unbesiegbar.

Bekümmerten Gesichts sah der Kaiser auf dies Schauspiel. Ein Trauerspiel für die Ehre der deutschen Ritterschaft schien's fürwahr. Sollte denn keiner von ihnen fähig sein, sich dem Polen als ebenbürtig zu erweisen?

Da sprang der in seiner Nähe sitzende Herzog Christoph von München, ein nicht mehr ganz junger Mann, plötzlich auf und verlangte nach seinem Streitroß. Und als man die riesige Gestalt des Recken sich erheben sah, schien eine letzte Hoffnung in aller Augen zurückzukehren.

Herzog Christoph prüfte die Lanze, prüfte Zügel und Sattelgurt und klopfte seinem treuen Pferd kosend auf den schlanken Hals.

Tusch der Musik. In der Luft lag es wie eine finstere drohende Entscheidung. In den erzgegossenen Zügen Christophs stand geschrieben, daß er für den Kampf seines Lebens gerüstet sei und die Schande, von dem Polen auf den Sand gestreckt zu werden, nicht ertragen würde.

Die Gegner ritten langsam bis an die äußersten Enden des Platzes, wendeten und trabten los, immer schneller. Schon war es ein rasender Galopp.

Und dann kam der Zusammenstoß. Er erfolgte mit einer Wucht, daß selbst viele der an manchen harten Strauß gewöhnten Zuschauer Ueberraschungsschreie ausstießen. Es war, als wenn zwei Urweltwesen auseinandergeprallt wären.

Da geschah das, von niemand auch nur geahnt, was den schwer auf allen lastenden tödlichem Ernst dieses letzten grimmigen Stechens plötzlich in eine befreiende Burleske verkehrte. Der Speer des Polen zerbrach an der gepanzerten Brust Herzog Christophs. Der Ritter selbst flog gleich zwei Mannslängen hinter seinem Roß zur Erde, und es zeigte sich, daß er mit mehreren breiten und starken Riemen, die Christophs gewaltiger Stoß auseinandergesprengt hatte, an dem Sattel festgeschnallt gewesen war.

Das Gelächter, das da aus rauhen Kriegerkehlen und Frauenmündern über den Platz erscholl, ist nicht zu beschreiben.

Der Pole wurde von seinem Knappen halb bewußtlos vom Kampfplatz getragen und verschwand unauffällig.

Heinrich Riedel

Das Geheimnis der schwarzen Perle

VON PETER STEFFAN

Es war meine erste Fahrt durch das Rote Meer, und die Hitze war unbeschreiblich. Es ist etwas Unbarmherziges an diesem Meer, das immer grausam aussieht, ob es nun mittagsblau oder abends wie geschmolzenes Kupfer oder in der Nacht wie Tinte ist.

Die letzte Nacht, bevor das Schiff Aden erreichte, verbrachten wir mit Erzählen. Es hatte sich eine kleine Gruppe herausgebildet und jeder gab etwas zum Besten. Hauptmann Morand erzählte von seinen Erlebnissen in Indochina, der Holländer Hoppe von Tigerjagden, der schweigsame Moreley, Vorstandsmitglied einer der größten Versicherungsgesellschaften der Welt, berichtete in kurzen, abgehackten Sätzen über einige sonderbare Versicherungsfälle, und ich erzählte vom „zweiten Gesicht" in Westfalen. Zuletzt blieb nur noch Broolman übrig.

Broolman war ein reicher Amerikaner, ein großer, jovialer, lauter Mann Mitte Vierzig, der nach Malakka fuhr, wo ihm Zinnbergwerke gehörten.

„Ja, also", sagte er und drehte unschlüssig an seinem Ring, den eine große schwarze Perle zierte, „ich wüßte schon etwas zu erzählen, aber ich weiß nicht recht — ich habe nie darüber gesprochen . . ."

„Schießen Sie doch los!"

„Es handelt sich nämlich um diese Perle hier", sagte Broolman, indem er auf seinen Ring wies. „Die Sache spielt hier am Roten Meer. Sie werden mich vielleicht auslachen, aber ich verdanke meine Erfolge dieser Perle da, das ist meine feste Ueberzeugung. Ich weiß nicht, wie Sie über Talismane und dergleichen denken, aber daß diese Perle irgendeine geheimnisvolle Kraft hat, das ist für mich ebenso sicher wie daß ich Frederick Broolman heiße.

Vor zehn Jahren reiste ich hier die kleinen Hafenstädte am Meer ab und verkaufte Betten. Sie werden es vielleicht sonderbar finden, daß man damit in dieser Gegend seinen Lebensunterhalt verdienen kann, aber es gibt hier immer wieder Leute, die den brennenden Wunsch haben, eine dieser Metallbettstellen zu besitzen, wie sie meine Firma herstellte; und außerdem lebte ich auch nicht gerade fürstlich von meinem Verdienst.

Ich hatte mein ganzes Leben lang bis dahin Pech gehabt, ich war mit großer Regelmäßigkeit die Leiter des Erfolgs immer weiter heruntergerutscht, bis ich schließlich in den schmutzigen, fliegenverseuchten Häfen des Roten Meeres als Bettenverkäufer gelandet war. Im Grunde hatte ich mich damit abgefunden, daß es sinnlos war, gegen mein Pech anzukämpfen.

In Massaua traf ich dann den Griechen, der mir die Perle verkaufte. Sie müssen wissen, daß hier von den kleinen Inseln an der afrikanischen Küste aus das Perlentauchen in ziemlichem Umfang betrieben wird.

Ich kam mit dem Griechen in einem Café ins Gespräch, und nachdem wir lange genug geredet hatten, sagte er mir, daß er Perlenhändler sei und brachte aus seinen vielen Taschen kleine Bündelchen hervor, aus jeder Tasche eines. Es waren kleine Stückchen Wollstoff, zusammengelegt und oben mit einem Stück Bindfaden zugebunden. Jedes enthielt eine Perle.

Ich verstehe von Perlen nicht viel, aber soweit ich sehen konnte, waren schöne Stücke darunter. Als er sah, daß ich aller seiner Beredsamkeit widerstand, brachte der Händler schließlich noch ein weiteres Stoffbündelchen zum Vorschein, öffnete es mit allen Zeichen einer geheimnisvollen Prozedur und zog eine schwarze Perle hervor.

„Dies hier", sagte er feierlich, „ist eine Glücksperle."

Er reichte sie mir und ich wog sie auf der Handfläche. Auf irgendeine Weise hatte mich der Klang seiner Stimme gepackt, obwohl nichts weniger meine Absicht gewesen war, als Perlen zu kaufen. „Was meinen Sie damit, daß es eine Glücksperle sei?" fragte ich.

„Es ist ein alter Glaube hier", antwortete er. „Ich selber habe die Wirksamkeit des Zaubers in mehreren Fällen erlebt." Er machte eine kleine Pause und fügte dann geheimnisvoll hinzu: „Wenn eine Perle den Tod dreier Menschen verursacht hat, bringt sie den nächsten Besitzern Glück."

„Und diese Perle hier hat also drei Menschenleben auf dem Gewissen?" fragte ich.

Der Grieche nickte. „Der Somalitaucher", sagte er, „der die Auster mit dieser Perle heraufholte, wurde im letzten Augenblick von einem Hai angegriffen. Es gelang zwar noch, ihn ins Boot zu ziehen, aber einige Minuten darauf starb er an seinen Verletzungen. Seine Hand hielt noch immer die Muschel umklammert. Als man die Muschel öffnete, fand man diese Perle. Sie kam dann in den Besitz eines Arabers. Um der Perle willen verschmähte eine Schöne ihren seitherigen Werber und heiratete den Araber, der ihr die Perle zur Hochzeit schenkte. Drei Tage nach der Hochzeit jedoch lauerte ihr der Verschmähte auf und erdolchte sie; als ihn die Polizei verhaften wollte, nahm er sich selbst das Leben."

So sonderbar es klingen mag: als der Grieche seine Erzählung beendet hatte, wußte ich, daß ich diese Perle besitzen mußte, koste es, was es wolle. Irgendein sonderbarer Zauber ging von ihr aus, der mich ergriffen hatte und nicht mehr losließ. Ich war auf einmal fest davon überzeugt, daß die Perle mein Schicksal wenden konnte. Ich fragte nach dem Preis. Er verlangte 60 Pfund Sterling. Ich hatte etwas über 50 Pfund erspart, mit denen ich nach Amerika zurückkehren wollte. Wir wurden bei 45 Pfund handelseinig.

Kaum war die schwarze Perle in meinen Besitz gelangt, als ich so etwas wie eine neue Kraft in mir spürte. Arm, wie ich ausgezogen war, besiegt, nach Amerika zurückkehren? Das erschien mir auf einmal unmöglich. Ich nahm von meinem letzten Geld eine Schiffskarte nach Singapore, weil mir irgendjemand gesagt hatte, da gäbe es noch gute Möglichkeiten, vorwärts zu kommen.

Von da an klappte alles, was ich anfaßte. Wie mich vorher das Pech verfolgt hatte, so begünstigte jetzt das Glück alles, was ich anfing. Ich fand Arbeit in einem Zinnbergwerk, rückte rasch auf, gewann das Vertrauen des Besitzers, und innerhalb von acht Jahren war ich selbst ein reicher Mann.

Sie mögen mich nun auslachen, Sie mögen sagen, was Sie wollen. Für mich jedenfalls steht fest, daß ich dies alles nur der Perle verdanke, die den Tod dreier Menschen verursachte und die ich nun hier am Finger trage." —

Broolman schwieg und schaute uns forschend an. Wir sagten nichts. Die Ueberzeugung, mit der er gesprochen hatte, hatte uns allen Eindruck gemacht.

Nur Moreley, der Versicherungsmann, beugte sich ein wenig vor und sagte auf seine abgehackte, ein wenig barsch klingende Art: „Darf ich den Ring mal näher ansehen, Mr. Broolman?"

Der Amerikaner zog den Ring vom Finger und reichte ihn über den Tisch. Moreley stand auf und trat in den Lichtkreis der Lampe. Er zog eine Lupe aus der Tasche und betrachtete die Perle aufmerksam. Dann gab er den Ring schweigend an den Amerikaner zurück.

„Nun", fragte Broolman, „ist es nicht ein schönes Stück?"

„Hm . . ." knurrte Moreley, „ja, ja, gewiß. — Uebrigens will ich versuchen, noch ein wenig zu schlafen."

Ich stand ebenfalls auf und begleitete ihn hinunter bis vor seiner Kabine. „Ein gutes Geschäft, das Broolman mit dem Kauf der Perle gemacht hat, finden Sie nicht?" sagte ich, als wir vor seiner Tür angelangt waren.

„Wie man's nimmt", erwiderte Moreley.

Ich schaute ihn fragend an.

„Broolman hat damals 45 Pfund für eine Sache bezahlt, die günstig gerechnet 2 Pfund wert ist. Die Perle ist nämlich falsch. Ich habe in meinem Beruf schon genügend Schmuck in den Händen gehabt, um das beurteilen zu können."

„Sie werden es ihm nicht sagen?"

Moreley zuckte mit den Achseln. „Warum sollte ich? Mag er bei seinem Glauben bleiben. Ein schlechtes Geschäft und das rührselige Märchen eines gerissenen Händlers haben ihm den Glauben an sich selber wiedergegeben. Wie käme ich dazu, ihn zu zerstören? Man muß sich daran gewöhnen, daß das Schicksal gelegentlich auf Umwegen sein Ziel erreicht, das ist alles. Gute Nacht!"

Das deutsche Posen

Von unserem Ost-Mitarbeiter

Wie ein tiefes Tal schneidet der breite Gleiskörper der Eisenbahn die Stadt Posen in zwei Teile. In einem tiefen steinernen gepflasterten Tal steht man, wenn man aus dem Bahnhof heraustritt und auf die Höhen, am Wartheufer gelegenen zwei Stadtteile Posens sieht — in einem Tal, über das sich breit und kühn eine mächtige eiserne Brücke hinüberschwingt, während zu den Stadtanhöhen rechts und links gewundene Auffahrtsstraßen hinaufführen. Rechts liegt die Altstadt, von Deutschen im Mittelalter erbaut, links die Neustadt, von Deutschen im vorigen Jahrhundert gegründet und in der Wilhelminischen Zeit ausgebaut, und das Tal dazwischen füllt das Gleisgewirr der Eisenbahn, die wiederum deutsche Arbeit ist.

Der Mittelpunkt der Stadt ist der „Freiheitsplatz". Er ist einer jener langgestreckten straßenähnlichen Plätze, die alle deutschen Stadtanlagen des Mittelmeeres in Osteuropa kennzeichnen. Paläste zu beiden Seiten des Platzes — Paläste im klassizistischen Stil, die heute Museen beherbergen, große Hotelbauten der Vorkriegszeit, große moderne Büropaläste. Kaum ein Geschäft, das nicht im Schaufenster oder an der Tür ein Schild hängen hat: „Eintritt nur Christen gestattet", ein Zeichen der judenfeindlichen Bewegung, die sich in den gesunden Teilen der polnischen Bevölkerung ohne und sogar gegen behördliche Anordnungen durchzusetzen vermochte.

Vom „Freiheitsplatz" geht es durch die engen Gassen der im mittelalterlichen deutschen Baustil geformten Rundstadt an die Warthe. Da liegt der alte Markt, ein Marktplatz, wie ihn deutsche Städte kennen, aber mit einer seltsamen Einfügung: einem Rathaus mit offenen italienischen Loggien, das italienische Architekten neben die schmalbrüstigen Giebelhäuser auf Befehl eines polnischen Königs setzen mußten. Ueber den Markt hinüber zur Warthe. Ein Durcheinander von Häusern, Läden und ein Hin und Her von Händlern, Bettlern, Arbeitern. Auf verschlafenen Höfen entdeckt man Kirchen im Stile der Gotik, im Stile der Renaissance, barocke Profangebäude. Ueber die Warthe-Brücke hinüber: die Dominsel mit ihrer streng gotischen Kirche, und jenseits des zweiten Wasserarmes, eine halb verfallene durch hohe Gitter abgesperrte, streng gotische Kapelle, deren Toreingang verrät, daß sie sogar schon in romanischer Zeit von Deutschen gegründet wurde.

Und dann das, was man das neue Posen nennt: das Kaiserschloß dicht bei jenem Aufgang, der aus dem Eisenbahntal zur Stadt hinaufführt. Weite, im neuromantischen Stil der Jahrhundertwende gestaltete Bauten, Türme mit runden Fenstern, breite aus behauenen Steinen gebildete Fassaden, das weitzügig angelegte Theater und Opernhaus und eine Neustadt, die man auf Berlin-Charlottenburg einschätzen würde, wenn man mit verbundenen Augen hierhergeführt wäre. In einem grauen, im Vorkriegsstil gehaltenen Gebäude, das deutsche Konsulat. Schräg gegenüber ein gelbes Backsteingebäude, in dem wir bei einem Besuch vor wenigen Monaten nicht eine einzige unverletzte Fensterscheibe mehr sahen: das Haus der Concordia, des deutschen Universitätsverlages. Ueber jene kühne Brücke hinüber, die das Tal der Eisenbahn überschneidet: ein rotes Backsteinhaus, hell beleuchtet, die Fenster der Läden ausgeräumt: das Deutsche Evangelische Hospital.

„Vor drei Tagen kamen sie her und kündigten uns an, wir zerschlagen euch alle Scheiben, wenn ihr nicht die deutschen Bücher ausräumt", so sagte uns damals der Portier des deutschen Hospitals. Ganz ähnlich war es in der Rehfeldschen Buchhandlung. Wir dachten zunächst, sie sei geschlossen, weil sich im Fenster nicht eine einzige Auslage fand. „Was sollen wir machen", meinte der Besitzer, „die Versicherung ersetzt uns die Fensterscheiben nicht". Das evangelische Hospital war längst geschlossen auf polnischen Befehl, die Rehfeldsche Buchhandlung ist bald danach geplündert und vernichtet worden.

Die Deutschen, die damals nicht wagen durften, auf der Straße deutsch zu sprechen oder eine deutsche Zeitung in der Hand zu halten, („Ich wickle Ihnen die Zeitung lieber ein, man kann nicht wissen, was Ihnen geschieht", meinte der Buchhändler Rehfeld) — die Deutschen Posens können jetzt wieder beruhigt im Schutze der deutschen Waffen leben.

„Haben Sie sich nie geirrt?" / Erzählung von Walter Persich

Diese Geschichte handelt von einer gelbroten Garderobemarke mit der nichtssagenden Nummer 54. Diese gelangte eines Abends an die Schauspielerin Elena Nohl.

Elena Nohl war kürzlich durch eine Aufführung bekannt geworden und darum von dem Filmmann Pedder zu einer Besprechung hierher gebeten worden. Seit vier Tagen befand sich Elena im Zustand erwartungsvoller Seligkeit.

Die Garderobenfrau, durch Elena Nohl in einem Gespräch mit ihrer Kollegin gestört, hängte den Mantel der Schauspielerin versehentlich auf den Haken der Nummer 154. Später händigte die Garderobenfrau einem Herrn die Marke 154 aus. Er schob sie gleichmütig in die Westentasche. Dann ging der Alte, bepackt mit Mantel und Hut, nach hinten. Aber da hing auf 154 schon die Garderobe einer Dame. Die Garderobenfrau überlegte. Hatte sie nicht dem Herrn jetzt 154 gegeben? Der Herr mußte ja 54 bekommen haben. Also kam sein Mantel dorthin.

Auf dem Tisch war eine Karte: Bestellt von Herrn Pedder.

Herr Pedder aber tauchte nicht auf. Die junge Schauspielerin hatte sich ein kleines Abendessen anrichten lassen.

Der Geschäftsführer kam, als sie sich endlich erhob.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, haben Sie vielleicht die Garderobenmarke 54? Ein peinliches Versehen . . . Würden Sie sich zur Garderobe bemühen, damit wir feststellen, welcher Mantel Ihnen gehört?"

Ein Herr durchmaß mit aufgeregten Schritten den Vorraum. Elena hörte ihn schimpfen.

Elena sah das tränenüberströmte Gesicht der Alten und streichelte deren Hand. Sie schenkte dem Geschäftsführer ein Lächeln. „Haben Sie sich in Ihrem Leben noch nie geirrt? Das ist doch kein Staatsverbrechen!"

„Gewiß", stammelte der Mann. „Im Interesse unserer Gäste — der Ruf unseres Hauses . . ."

„Seltsame Gäste, wenn sie durch die Entlassung der Frau zufriedengestellt werden. Sollten Sie", wandte sich Elena an den Herrn, „in Ihrem ganzen Leben so unfehlbar gewesen sein, daß Ihnen noch niemals ein Versehen unterlief?"

„Irrtum!" hörte sie ihn murmeln. „Versehen? Schuld?" Er wandte sich wie in einem plötzlichen Entschluß an die Garderobenfrau. „Ja, es gibt Irrtümer, an denen wir uns nicht schuldig fühlen. Vergessen Sie meine harten Worte!"

Mit einem Ruck wandte er sich um und sprang auf Elena zu; sie wankte. Der Fremde geleitete sie zu einem Stuhl.

„Ein Glas Wasser!" rief er dem Geschäftsführer zu. Elena besaß selbst die Kraft genug, Stirn und Schläfen einzureiben. Dann wies sie auf einen Stoß Zeitungen, die auf einem Seitentisch lagen. Die Nachtausgabe brachte in Fettdruck: „Filmregisseur Pedder tödlich verunglückt!"

„Hat der Herr — Pedder, meine ich — Ihnen nahegestanden?" fragte er niedergeschlagen. Elena hatte ihren Schreck überwunden.

„Nein. Ich kannte ihn nicht einmal. Ich bin Schauspielerin, und er wollte mich verpflichten. Ich habe vergeblich auf ihn gewartet, und ich habe ihn im Geiste so gräßlich beschimpft wie Sie die schuldlose Garderobenfrau. Es scheint ein Abend seltsamer Verwicklungen zu sein!"

*

„Haben Sie ein Taxi bestellt?" fragte der kaum genesene Regisseur Pedder den Arzt. Der Doktor führte ihn ans Portal. Dort reichte Elena Nohl ihm den Arm. Er sah sie groß an.

„Nicht fragen!" mahnte Elena. „Sie fahren mit uns heim. Platz genug ist im Hause. Dort werden Sie sich erholen und eine seltsame Geschichte hören!"

Auf der sonnigen Terrasse dehnte Pedder sich wohlig. „So schnell haben Sie also geheiratet, Elena Nohl? Aber deshalb muß ich Sie doch für einen Film haben!" Der große Herr, der Pedder gegenübersaß, reichte dem Gast Zigaretten.

„Den nächsten Film?" Elena schüttelte den Kopf. „Ich konnte gerade noch vor der neuen Spielzeit meinen Vertrag lösen, Herr Pedder."

„Sie spielen nicht mehr, Elena?" In der Erregung nannte er sie einfach beim Vornamen. „Ihr wundervolles Talent wollen Sie der Oeffentlichkeit rauben?"

„In jedem Jahr wachsen neue, wundervolle Talente heran. Wann je ist der Ruhm von Bestand gewesen? Ich hätte darüber nicht so sehr nachgedacht, wenn die Geschichte mit der Garderobenmarke 54 nicht gewesen wäre!" Pedder hörte ihren Bericht.

„Ich verstehe Sie, Elena. Und Sie, Herr Generalkonsul, halten Sie die Entscheidung Ihrer Gattin für die einzig richtige?"

„Ja!" sagt Konsul Danwars. „Welcher Mann teilt seine Frau gern, und sei es auch mit dem Ruhm?"

Elena lächelte. „Willst du alles erzählen, John?"

„Es gehört wohl dazu. Vor Jahren kam mein Bruder in einer sehr bedrängten Lage zu mir. Er versicherte mir, rein von Schuld zu sein. Ich glaubte ihm nicht. In der Nacht nach unserm Gespräch hat er sich erschossen! Ein Vierteljahr später ergab die Untersuchung die Schuld eines anderen. Am Abend, da es mir bestimmt war, Elena zu finden, bekomme ich statt meines Mantels den einer Dame, fahre die Garderobenfrau fürchterlich an und wäre verbissen genug gewesen, mich über ihre Entlassung zu freuen, wenn nicht Elena mich vor die Frage gestellt hätte: „Ist Ihnen in Ihrem Leben noch kein Irrtum unterlaufen?" Und als ich, erschüttert von der Fragestellung, die eine alte Wunde berührte, keinen Ausweg weiß, sinkt mir Elena beinahe ohnmächtig in die Arme. Sie hat gerade in einer Zeitung den Unglücksfall des Herrn Pedder gelesen."

Elena blickt in den Park hinaus.

„Ist es nicht so, daß wir uns hinter dieser Garderobenmarke Nummer 54 verstecken wollen, nur, um nicht erkennen zu müssen, daß an ihr vorüber der Weg unseres Schicksals führte? Nummer 54 flatterte an einer Wegkreuzung vor unsere Füße. Wir hätten darüber hinweggehen können, wie wir über vieles im Leben hinweggehen — und die Herzen. Daraus wurde unser Glück . . ."

Der Hafen

Gebeugt wie alte Frauen
lehnt ringsum Haus an Haus,
die hohen Fenster schauen
zum Ufer grüßend aus.

Schiffe liegen in Reihen,
wiegen im Abendwind,
die Möven flattern und schreien,
das Wasser spiegelt und rinnt.

Die Giebel jäh verblassen,
noch glüht des Kirchturms Knauf,
da steigt aus fernen Gassen
ein altes Lied herauf.

Ein Mädchen sitzt im Dunkeln
und sinnt und singt und lauscht,
die ersten Sterne funkeln,
das Wasser steigt und rauscht.

Nun kommt die Zeit, zu schlafen.
Schwarz ist des Himmels Kleid
und breitet über den Hafen
den Traum der Ewigkeit.

Fritz Nölle

NUMMER 40 DER 7. TAG JAHRGANG 8

Licht um Mitternacht

Roman von Bert George

(Copyright 1939 by Prometheus-Verlag, Gröbenzell)

12. Fortsetzung

Die beiden Herren bekamen folgende Geschichte zu hören: Die junge Dame stammte aus einer durch die Bolschewiken vernichteten Moskauer Offiziersfamilie. Jean Dumesnil, vor einigen Jahren in Moskau weilend, engagierte sie als deutschsprechende Russin für sein Berliner Geschäft. Er verliebte sich in sie, versprach ihr die Ehe, verführte sie und wollte sie dazu bringen, in Berlin als Gehilfin bei seinen dunklen Geschäften für ihn tätig zu sein, was sie ablehnte. Außerstande zu fliehen, mußte sie bei Dumesnil aushalten. Es kam zu heftigen Auftritten zwischen beiden. Um von der jungen, aufs bitterste getäuschten Russin nicht verraten zu werden, brachte er sie in seine etwa 50 Kilometer von Berlin gelegene Villa an der Havel und hielt sie dort gefangen.

Eines Tages quartierte Dumesnil auch einen jungen Russen dort ein, namens Smichow, einen früheren Offizier, mit dem er befreundet war. Das junge Mädchen, allein, unglücklich, voll Sehnsucht nach einem Menschen, der ihr helfen könnte, verliebte sich in den Landsmann, der — nichts anderes als ein Werkzeug Dumesnils — sie aufs niederträchtigste hinterging. Nachdem er sie einige Monate seiner Liebe versichert und sie sich ihm ganz anvertraut hatte, verschwand er plötzlich und ließ nichts mehr von sich hören. Gebrochen durch den Verrat, den die beiden an ihr begangen, unfähig, die entsetzliche Einsamkeit der Gefangenschaft noch länger zu ertragen, bat sie Dumesnil um ihre Freiheit und mußte ihm strengste Verschwiegenheit geloben. Wieder ins Geschäft zurückgekehrt, hörte sie, daß Smichow für immer abgereist sei.

Als dann der große Schwurgerichtsprozeß begann, entdeckte sie zu ihrem grenzenlosen Erstaunen, daß der Hauptbelastungszeuge Craven und Smichow ein und dieselbe Person waren! Mit größter Aufmerksamkeit verfolgte sie jetzt den Prozeß, aber aus Angst vor der Brutalität Dumesnils wagte sie nicht, die Polizei zu verständigen.

Mit wachsendem Erstaunen hörten die beiden Herren die Erzählung der Unglücklichen.

Vor einigen Tagen — so fuhr sie fort — habe nun Dumesnil das Geschäft, das er seit Jahren besitze, aufgelöst, um Berlin Knall auf Fall zu verlassen, ohne sich darum zu kümmern, was aus ihr werden solle. Den Grund, weshalb er in solcher Hast von Berlin weg wolle, kenne sie nicht.

„Den will ich Ihnen nennen", sagte Zellner, „er und dieser Herr Smichow, oder wie er sich nennt: Craven, haben im Schlafzimmer des verstorbenen Geheimrats Weber eingebrochen und das Manuskript einer wichtigen Erfindung gestohlen, um es für Millionen zu verkaufen!"

„Das — das — hat Smichow getan —!" flüsterte sie vor sich hin.

„Aber jetzt dürfen wir keine Minute länger vertrödeln. Sagen Sie mir, wo sich Craven aufhält."

„Er kann sich nur in Dumesnils Villa an der Havel versteckt haben. — Aber", sagte sie plötzlich mit hilfesuchenden Blicken, „mein Verrat kann mir das Leben kosten!"

„Wenn Sie uns helfen, zwei Verbrecher unschädlich zu machen, so ist das kein Verrat, sondern Sie erfüllen eine Pflicht, die wir Ihnen besonders danken werden."

„Können Sie mich vor der Rache der beiden schützen?" fragte sie, immer noch ängstlich und unentschlossen.

„Sie brauchen nicht die leiseste Furcht zu haben. Sie werden durch unsere Polizei bewacht. Aber Sie müssen uns sofort helfen, damit wir das Nest heute noch ausheben. Kennen Sie den Weg zu dieser Villa?"

„Ganz genau. Aber ich möchte Ihnen raten, versuchen Sie lieber, mit einigen mutigen Leuten dort heimlich einzudringen. Wenn Sie mit Gewalt vorgehen, so wird man die Papiere, die sie suchen, entweder vernichten oder so verbergen, daß niemand sie findet. Außerdem ist die Villa innen wie eine Festung ausgebaut."

Die Herren standen auf. Die Aussicht, den Verbrechern auf die Spur zu kommen, versetzte sie in fieberhafte Erregung. Aber sie mußten dem jungen Mädchen recht geben, es durfte nichts überstürzt werden.

„Sie haben uns außerordentlich wichtige Angaben gemacht", sagte Zellner, „wissen Sie, daß eine ungewöhnlich hohe Belohnung für die Ergreifung dieser gefährlichen Verbrecher ausgesetzt ist?"

„Schützen Sie mich nur vor den beiden, denn ich bin verloren, wenn sie ahnen, daß ich sie verraten habe. Ich brauche keine Belohnung."

„Gut, darüber sprechen wir noch. Wollen Sie uns heute nacht führen?"

„Ja."

„Kennen Sie vielleicht einen Nebeneingang oder sonst eine Möglichkeit, ungesehen hineinzugelangen?"

„Die Villa kann nur durch ein einziges Tor betreten werden, das immer versperrt und von innen bewacht ist. Leider kenne ich das alles sehr genau; ich war ja monatelang dort gefangen. Aber ich wüßte einen anderen Weg. Das Gebäude liegt auf flachem Terrain an der Havel, von einem dichten Park umgeben. Manche Fenster liegen sehr niedrig, so daß man von außen leicht einsteigen kann. Ich kenne die Gänge im Innern und weiß auch, wo Dumesnils Arbeitszimmer liegt, in welchem sich ein Stahlschrank befindet. Dort hat er sicher die Papiere verwahrt, die beide gestohlen haben."

„Wir fahren also noch in dieser Nacht hin. Sie kommen mit uns, mein Fräulein, und führen uns. Sie zeigen uns die geeignete Stelle, wo wir unbemerkt hineinkönnen. Ich nehme außer Herrn Doktor Perfall noch sechs meiner besten Leute mit, lauter starke Kerle."

„Da schlage ich vor allem Bernhard vor, er hat noch eine kleine Rechnung bei Craven stehen", sagte der Anwalt.

„Nehmen Sie ihn unbedingt mit. Fräulein von Woronzoff hat vollkommen recht, wenn wir mit Gewalt vorgehen, können wir das Manuskript der Erfindung gefährden. Die Spitzbuben wissen genau, was wir wollen. — Wollen Sie uns also wirklich behilflich sein, Fräulein von Woronzoff?" Er streckte ihr die Hand hin.

„Ich werde Sie führen", sagte die junge Dame und schlug jetzt entschlossen in die dargebotene Hand ein.

Zellner verabschiedete die Beamten mit dem Dienstwagen.

*

Die beiden Herren liefen mehr, als sie gingen. Perfall winkte einem vorbeifahrenden Auto, sie sprangen hinein und fuhren sogleich ins Präsidium. Vergnügt holte Zellner seine Zigarrentasche hervor und zündete sich eine seiner ausgezeichneten Marken an. Dieser Schritt nach vorwärts war ein besonderes Kraut wert.

„Da haben Sie ein klassisches Beispiel für die Richtigkeit des Zitats, das Sie vorhin erwähnten", meinte er, befriedigt den Duft der festlichen Zigarre genießend. „Während unser gesamter Polizeiapparat mobilisiert wird, Tausende angestrengt tätig sind und die Justizmaschine trotz alledem seit einigen Tagen leer läuft, will es der Zufall, daß ich bei Ihnen in Ihrem Büro sitze, und daß wir beide durch die Diskussion über den Namen Dumesnil beschließen, diesen Mann aufzusuchen. Das ist der „Fingerzeig" gewesen, den brauchten wir, und der hätte uns schon längst gute Dienste geleistet, wenn wir ihn nur — beachtet hätten."

„Ohne den Zufall mit Cravens Wagen, den Sie noch rechtzeitig erblickten, wäre der Fingerzeig vielleicht auch nutzlos gewesen."

„Das glaube ich nicht. Auch wenn wir den Wagen nicht gesehen hätten, wir waren einfach auf der richtigen Spur, das war alles. Entscheidend war nur die Schnelligkeit, mit der wir handelten, denn morgen wäre es wahrscheinlich schon zu spät gewesen. Wir haben aber das Glück gehabt, noch vor Toresschluß zu kommen und diese junge Russin anzutreffen. Das war unsere Chance."

Sie waren am Präsidium angelangt.

*

Leider war Mondschein und die Nacht daher nicht so dunkel, wie es für das Unternehmen günstig gewesen wäre. Gegen Mitternacht fuhren zwei Polizeiautos in nordwestlicher Richtung aus Berlin heraus, havelwärts. Es war schon merklich kühl. In kurzem Abstand folgte den beiden Autos ein Motorradfahrer, in dessen Beiwagen der Kommandant der Truppe saß, die ungefähr zehn Minuten später nachkam.

Im ersten Wagen waren Perfall, Zellner, der Diener Bernhard, die junge Russin und der Chauffeur. Im zweiten Wagen sechs ausgesuchte Polizeibeamte, jeder von ihnen erprobt und bewährt.

Die Gegend wurde rasch einsamer. Da die Straße gut war und der Verkehr um diese Stunde fast aufgehört hatte, so kam man rasch vorwärts. Die spärlichen Lichter ferner Gehöfte flogen vorüber. Immer weniger fühlte man die Nähe der Großstadt, immer ländlicher wurde der Charakter der Gegend.

Die Motoren surrten. Keiner sprach. Eine Stunde verging in schweigender Fahrt. Spannende Erwartung hatte sich aller bemächtigt. Plötzlich ging es aufwärts, und Fräulein von Woronzoff berührte leicht Zellners Arm.

„Hier steigt die Straße", sagte sie, „wenn wir auf der Höhe sind, können wir im Mondschein vielleicht schon die Villa sehen."

Zellner ließ auf der Höhe halten, und alles stieg aus. Ringsum tiefe Nacht, nur hie und da ganz vereinzelt ein Licht. Am dunklen Himmel Sterne und ein blasser, silbriger Mond. Bäume, Wiesen und Felder verschwammen in der Dunkelheit. Die Havel glänzte als heller Streifen durch die schwärzliche Finsternis. Ein harter Nordwest fuhr über die Landschaft. Dort wo der Fluß einen Bogen machte, vielleicht eine halbe Stunde Fußweg von hier aus, sah man den Schatten eines Turmes, der aus einer dunklen Masse emporragte. Aber man konnte nur die undeutliche Silhouette sehen.

„Das ist die Villa", sagte Fräulein von Woronzeff, und alle sahen stumm hinüber.

Inzwischen hörte man ein knatterndes Motorrad immer näher kommen, und nach einigen Minuten war der junge Polizeioffizier, der die ihm folgende Truppe befehligte, angelangt. Er sprang aus dem Beiwagen.

„Herr Leutnant", sagte der Regierungsrat, ihn begrüßend, „ich will sogleich unseren Angriffsplan mit Ihnen besprechen. Martin", wandte er sich zum Chauffeur, „holen Sie schnell mal unsere sechs Mitarbeiter heran, damit alle Herren unterrichtet sind."

Sechs kräftige Gestalten kamen aus dem zweiten Wagen herbeigeeilt, und als alles um ihn versammelt war, sagte Zellner in halblautem Ton: „Meine Herren, Sie wissen, was wir vorhaben. Ich bitte Sie, von jetzt an nicht mehr zu sprechen, sondern sich nur mittels Zeichen zu verständigen. Klar?"

„Jawohl", ertönte es in gedämpftem Baß aus sechs Kehlen.

„Herr Leutnant, ich bitte Sie, mit Ihren Leuten, die nachkommen, hier haltzumachen und jeden Wagen, der vorbei will, genau zu kontrollieren. Wir haben jetzt ein Uhr. Punkt zwei Uhr fahren Sie, bitte, von hier ab und holen uns aus der Villa heraus, wenn es sein müßte, mit Gewalt. Sollten wir in Gefahr sein und Sie schon vorher brauchen, so geben wir ein Raketensignal. Ich bitte also, das Gebäude fortwährend im Auge zu behalten. Nun zu uns", wandte er sich an die sechs Polizisten. „Hergenhahn, Sie behalten das Kistchen mit den Raketen. Werner, Sie öffnen geräuschlos das Fenster das uns unsere Führerin bezeichnen wird, und durch das wir einsteigen werden. Wir bleiben beisammen und warten, ob alles ruhig geblieben ist. Ich gebe dann ein Zeichen, die junge Dame wird uns führen, und wir durchsuchen das Nest. Haben Sie also verstanden?"

Aus aller Munde ertönte ein verhaltenes „Jawohl!".

„Dann los!" sagte Zellner, reichte dem Leutnant die Hand, und alle stiegen wieder in die Autos, an denen man die Lichter ausgemacht hatte.

Rasch fuhren die beiden Polizeiwagen die Straße weiter. Nach zehn Minuten gab Fräulein von Woronzoff dem Chauffeur ein Zeichen. Von der Hauptstraße zweigte ein Fahrweg ab, der in der Dunkelheit gut erkennbar war. Die Autos fuhren langsamer. Der Weg wurde immer dunkler, ein Park hatte die Wagen aufgenommen, und zu beiden Seiten standen hohe, dichtbelaubte Ulmen, die das Mondlicht gänzlich abhielten. Jetzt hörte man feinen Gartenkies unter den Rädern der Wagen knirschen.

„Wir sind da", flüsterte Fräulein von Woronzoff. Ganz langsam glitten die Wagen weiter. Mit einem Druck auf seinen Arm veranlaßte sie den Chauffeur zu halten. Alle stiegen aus, die Türen wurden nicht geschlossen, um kein Geräusch zu machen. Die junge Dame hob die Hand, um die Richtung anzudeuten, die sie einschlagen würde, dann ging sie voraus. Hinter ihr Zellner, Perfall, Bernhard und die sechs Beamten. Ein Chauffeur blieb bei den Wagen zurück.

Im Gänsemarsch folgten ihr die Herren. Die mächtigen alten Bäume des wundervollen Parks schufen völlige Dunkelheit, so daß alle nur mit größter Vorsicht gehen konnten. Nach einigen Minuten traten die Bäume etwas zurück, es wurde heller, und sie standen vor dem alten, im Mondlicht grau schimmernden Gemäuer. Ein Tor war nicht zu sehen, die junge Dame hatte sie an die Rückseite des Hauses geführt. Nochmals hob sie die Hand und eilte rasch zur Mauer, drückte sich möglichst nahe an sie und ging an ihr entlang, die Herren folgten ihrem Beispiel.

Jetzt kamen sie an mehrere in Manneshöhe befindliche Fenster. Fräulein von Woronzoff bezeichnete stumme dasjenige, durch welches eingestiegen werden sollte. Werner kam sofort heran. Gewandt schwang er sich auf den Rücken des schon bereitstehenden Kollegen. In der Hand hatte er ein mit einer Klebemasse beschmiertes Brett bereit, drückte es leicht gegen die Glasfläche; mit der andern holte er einen Glaserdiamanten aus der Tasche und durchschnitt die Scheibe. Ein Ruck — und wie der geübteste Einbrecher hatte er sie herausgehoben. Jetzt fuhr seine Hand suchend in die Oeffnung; er fand den Fenstergriff und im nächsten Augenblick war das Fenster weit offen.

Die erste, die hineinstieg, war Fräulein von Woronzoff. Bernhard hob sie wie eine Feder empor. Rasch folgten die andern, zuletzt Bernhard selbst, der alle mit seiner Bärenkraft auf die Fensterbrüstung gehoben hatte. Nun stand die Gruppe dicht beisammen in vollständiger Finsternis. Da niemand sprechen oder die Taschenlampe anmachen durfte, so verständigte man sich tastend.

Plötzlich — alle hielten überrascht inne — flammte Licht auf und eine gleißende Helligkeit erfüllte den langen Gang, in dem sie standen. Bilder und Geweihe hingen an den Wänden, alte Truhen standen an den Seiten. Ein endloser Korridor. Böses ahnend, rief Zellner sofort mit lauter Stimme: „Alle sich hinlegen!" Im gleichen Augenblick krachte ein Schuß und Fräulein von Woronzoff brach zusammen. Sie war auf den kostbaren Läufer gefallen, der den Korridor entlang lief, und schon färbte ihr Blut den Teppich. Alle hatten sich hingeworfen. Einen Augenblick rührte sich nichts.

„Flüchten sie in irgendein Zimmer!" rief das junge Mädchen stöhnend, „schnell, schnell!" Aller Blicke irrten rasch umher — einige Schritte vor sich sahen sie eine Tür. Die Männer eilten hin — sie war geschlossen. Ein zweiter Schuß krachte. Hergenhahn griff ans Herz und sank um. Er war sofort tot. Der Riese Bernhard rannte mit der ganzen Wucht seines Körpers gegen die Tür — sie brach ein. Rasch nahm er den Toten auf, und zwei Polizisten ergriffen Fräulein von Woronzoff. Nochmals knallte, einem Peitschenhieb gleich, ein Schuß durch den Gang. Aber alle hatten sich schon ins Zimmer geflüchtet.

Die zertrümmerte Tür hing in den Angeln. Schnell schoben die Leute einen mächtigen antiken Schrank, der im Zimmer stand, davor und verschlossen so den Eingang. In dem Raum war es finster. Die junge Dame lag ohnmächtig; der Schuß hatte sie in die Schulter getroffen, und sie blutete stark. Man legte sie sorgsam auf einen Teppich, da weder Bett noch Divan vorhanden waren. Den Toten bedeckte man mit der Decke, die auf dem Tisch gelegen hatte.

„Wir sind in eine richtige Falle geraten", sagte Doktor Perfall, „es muß eine automatische Lichteinschaltung vorhanden sein!"

„Sehr richtig, Herr Rechtsanwalt, diesmal sind Sie in die Falle gegangen."

Alles leuchtete mit den Taschenscheinwerfern zur Decke auf einen kleinen Lautsprecher, der die Form einer Ampel hatte und in der Mitte hing. Es war Cravens Stimme, sie kam von dort.

„Sie können noch letzte Wünsche äußern, meine Herren, wir hören jedes Wort!" erklang die höhnische Stimme Cravens wieder.

„Geben Sie sich gutwillig gefangen!" rief Zellner, „es hat keinen Zweck, weiter Blut zu vergießen. Die Polizei hat bereits das Gebäude umstellt, Sie sind in unserer Gewalt."

„Das wollen wir abwarten. Vorerst haben wir Sie in Händen, und Sie sollen eine Lektion bekommen, noch bevor Ihre Leute da sind", rief Craven durch den Apparat.

Drückendes Schweigen herrschte im Zimmer, jeder dachte das gleiche: Wenn nur die Kameraden kämen und sie aus der Lage befreiten! Zellner beleuchtete seine Uhr, es war ein Uhr zwanzig Minuten! In vierzig Minuten erst kamen die anderen. Bis dahin konnte allerlei geschehen. Die Verbrecher konnten fliehen, nicht ohne vorher die Eingedrungenen niedergemacht zu haben . . .

Draußen rührte sich nichts mehr. Eine unheimliche Stille, die nichts Gutes verhieß. Die Männer rückten mit größter Vorsicht den schweren Schrank beiseite und spähten hinaus. Der lange Gang lag nach wie vor in hellem Licht. Sie horchten, aber kein Laut war vernehmbar. Den Gang zu betreten, war nicht ratsam. Er mußte von irgendwo zu überblicken sein.

Plötzlich spürten sie einen eigentümlichen Geruch in der Luft — —, es brannte! Zellner sah auf die Uhr: ein Uhr dreißig! Noch dreißig Minuten! Werden sie so lange warten können? Die Banditen haben das Haus in Brand gesteckt, um diese Weise alle Spuren zu vernichten.

Infolge des an der Decke angebrachten Mikrophons war ihnen eine mündliche Verständigung unmöglich. Aber es mußte doch etwas geschehen! Man mußte doch aus dieser furchtbaren Lage herauszukommen trachten. Wenn man nur ein Lichtsignal geben könnte! Aber wie ins Freie gelangen? Das Zimmer hatte ein ziemlich breit vergittertes Fenster, das anscheinend in einen Hof ging.

(Fortsetzung folgt)

Fleißig wie die Bienen...

...muß auch der Imker sein

Honig – schwer erarbeitet

In der Vorstellung der meisten Menschen lebt der Imker als ein bärtiger Mann, der mit seiner Riesenpfeife gemächlich durch den Garten geht und aus Liebhaberei auf seine alten Tage ein paar Bienenstöcke hält. Nicht viel mehr wissen wir von den Bienen und ihrem Leben. Ihr sprichwörtlicher Fleiß, die Faulheit der Drohnen und die Existenz einer vom Bienenvolk gehegten und gepflegten Königin mag uns als Erinnerung aus der Schulzeit noch bekannt sein. Aber wer hat sich schon mal ernsthaft damit beschäftigt, wieviel Mühen und Sorgen die Aufzucht und die Erhaltung leistungsfähiger Bienenvölker macht?

Der Mensch ist ja aus einem „Räuber", der einfach die wildlebenden Bienenvölker ausräucherte und die süßen Waben aus den Nestern holte, zu einem zielbewußten Züchter geworden, und gerade den Imkern sind zur Erlangung möglichst hoher Erträge große Aufgaben gestellt. Im Mittelalter galt die Biene als „wilder Wurm", und die „Zeidler" holten aus den hohlen Bäumen, die von Bienen bewohnt waren, ihre Honigernte. Später wurden dann zuerst in Klöstern Bienenkörbe aus Strohgeflecht hergestellt, und den Bienen wurde auch die Arbeit des Wabenbaues durch Einsetzen künstlicher Waben abgenommen. Nunmehr braucht sich das fleißige Volk nur noch der Brut und dem Nektarsammeln zu widmen.

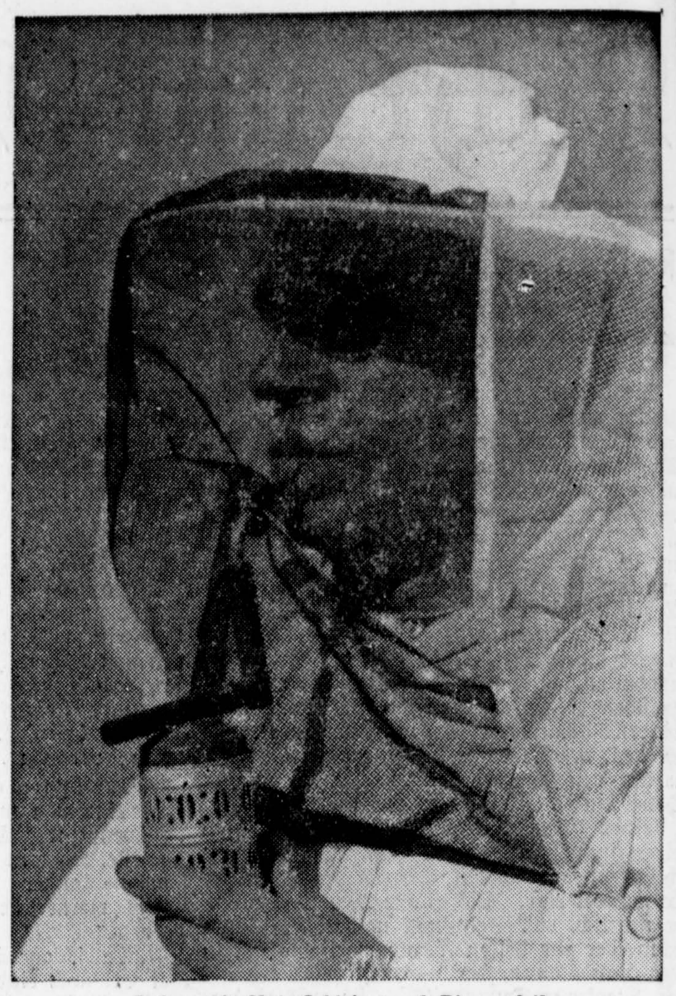
Künstliche Vermehrung ohne Schwärmen

Die alten niedersächsischen Heidjer halten noch heute am hergebrachten Bienenkorb fest, aber die Entwicklung führt eindeutig zu dem schon wegen der herausnehmbaren Waben viel wirtschaftlicheren Bienenkasten. An Stelle der natürlichen Vermehrung, bei der oft durch das Schwärmen der Honigertrag stark vermindert wird, benutzt der neuzeitliche Züchter die künstliche Vermehrung auf den Belegstellen. Es gilt ja auch bei den Imkern, wie bei allen Tierzüchtern, eine möglichst ertragreiche Zucht zu schaffen. Der Imker setzt hierzu eine soeben geschlüpfte Königin in den für diesen Zweck eingerichteten Begattungskasten und gibt ihr eine Anzahl von Arbeitsbienen bei, unter denen sich garantiert keine Drohnen befinden dürfen. Nach einiger Zeit wird dieser Kasten an die in Deutschland bei vielen Ortsfachgruppen der Imker eingerichteten, sogenannten Beleg- und Bienenzuchtstellen eingeschickt, wo ähnlich wie bei der übrigen, zielbewußten Tierzucht auch für die Bienen eine züchterische Auslese getroffen wird. Hier vollzieht sich beim Hochzeitsflug die Begattung der Königin in der Luft durch eine der vielen Edeldrohnen, die dabei ihr Leben lassen muß. Nach der Rückkehr beginnt das Geschäft des Eierlegens, und ein neues Bienenvolk wächst heran, das durch die richtige Zuchtauslese bei großem Fleiß nur ein geringes Schwärmverlangen zeigt.

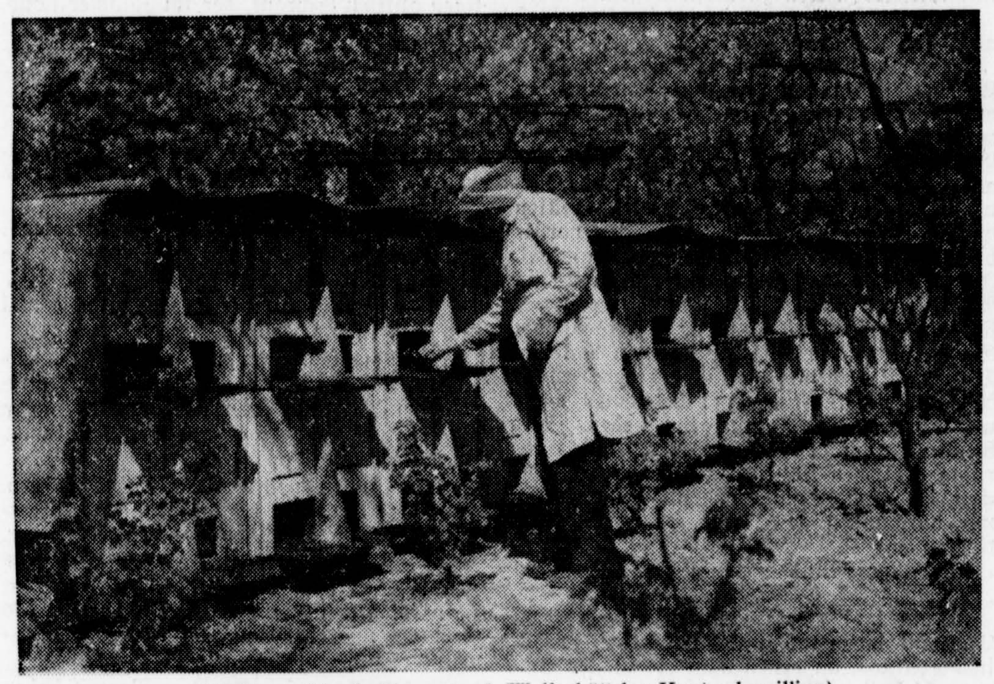
Imker wandern

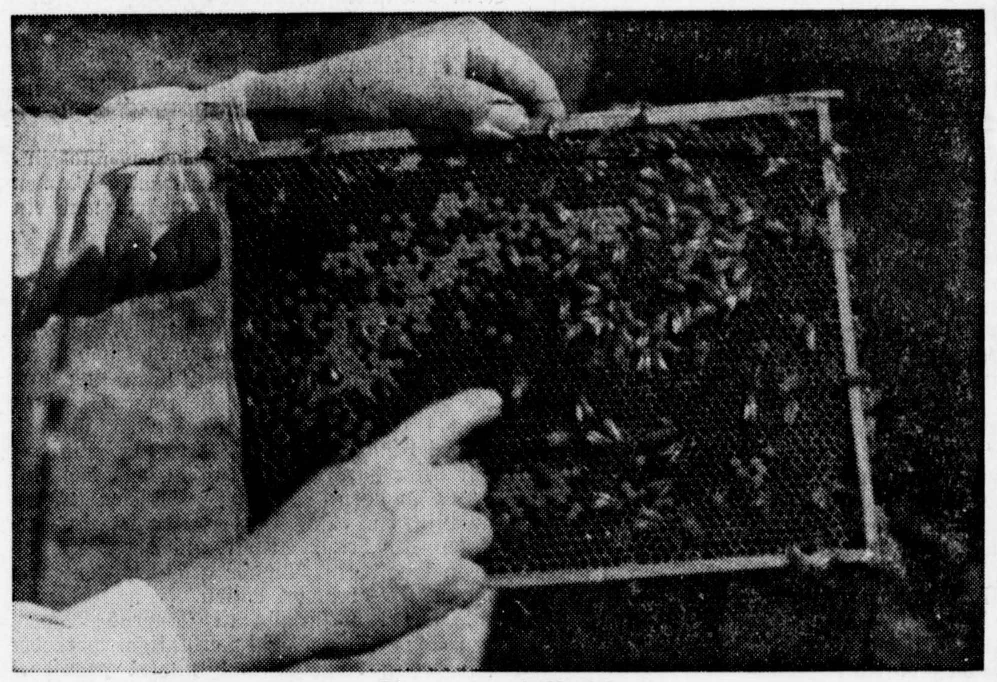
Der Imker verläßt sich heute nicht mehr allein auf den Ertrag seiner Heimat, sondern geht mit seinen Völkern auf Wanderschaft. Spät am Abend, nach der Heimkehr der Bienen, werden die Fluglöcher verschlossen und die Stände auf Lastwagen verladen, um am nächsten Morgen nach der Fahrt in eine gute Trachtgegend wieder aufgebaut zu werden. Im Frühjahr beginnt die Wanderung zur Obst-, Raps- und Wiesenblüte, dann kommt die Mittsommertracht mit der Blüte der Kornblumen, des Hedcrichs, der Akazie, Linde und des Weißklees, und schließlich kommt die Hauptzeit mit dem Blühen der Heide. Viel Sorgen und Mühen gehören zur Arbeit der Imker, aber sie ist dafür interessant und lohnend, wenn der Betrieb mit gesunden und ergiebigen Völkern nach modernen Gesichtspunkten durchgeführt wird.

Ebenso wichtig ist die Bienenhaltung als Nebenerwerb in Bauern- und in Kleingärten. Vor allem sollte in keinem Obstgarten ein Bienenstock fehlen, denn die Bestäubung der Blüten wird durch die Honigsuche der Bienen außerordentlich gefördert. Und der süße Honig wird in jedem Haushalt das ganze Jahr über als Brotaufstrich, als Zutat für Gebäck und die verschiedensten Speisen sowie als althergebrachtes Heilmittel immer beliebt sein. Zumal für unsere Jugend ist der Honig eine der köstlichsten Dinge, die es auf der Welt gibt. Mit seinem zusätzlichen Zuckervorrat kann nicht genug Honig als Volksnahrungsmittel herangeschafft werden, und deshalb haben auch die Imker ihre große Aufgabe im Kampf um Deutschlands Nahrungsfreiheit zu erfüllen.


Imker mit Hut, Schleier und Bienenpfeife

Fotos: Landwirtschaftlicher Bilderdienst


Moderner Wanderbienenstand (Wolfenbütteler Kuntzschzwilling)


Bienenwabe mit Königin

Unbedacht

„Ja", zeigte Frau Schrimmer dem Besucher den Garten, „in meiner Jugend waren diese Bäume noch ganz klein . . ."

„So, so", murmelte der Besucher gedankenlos, „so alt sind die Bäume schon?"
(Lustige Blätter)

*

Irgendwo stiegen die Neuvermählten aus. „Liebling", flüsterte sie ihm zu, „laß uns versuchen, alle glauben zu machen, daß wir schon lange Zeit verheiratet sind."

Er nickte: „Ist mir recht, Schatz!" Dann donnerte er: „Vorwärts, Frau, nimm den Handkoffer!" (Colborne Tribune)

*

Chef: „Herr Schnurz, die Dame dort drüben beschwert sich über Sie. Sie haben ihr nicht genügend Höflichkeit gezeigt."

Verkäufer: „Stimmt! Das ist aber auch das einzige im ganzen Geschäft, was ich ihr nicht genügend gezeigt habe."

*

„Wie, Sie wollen Ihren Zimmerherrn heiraten?" fragte Frau Brown ihre Nachbarin, „Sie erzählen doch die ganze Zeit, er wäre stellungslos — wovon wollen Sie denn leben?"

„Oh, er schuldet mir jetzt schon für so viele Jahre die Miete, daß wir bequem davon leben können."

„So Junge, die Prügel hast du bekommen, weil du vergessen hast, was ich dir aufgetragen habe! Hoffentlich wirken sie auf dein Gedächtnis!"

„Vater, ich glaube, du weißt gar nicht, wo mein Gedächtnis sitzt!"
(Allgemeiner Wegweiser)

„Das soll mir nicht mehr lange passieren, daß ich warte und warte. Wenn wir erst verheiratet sind, dann lasse ich auf mich warten."

Im ersten Schreck

„Der vermißte Junge ist endlich aufgefunden worden. Die Polizei entdeckte ihn in einer Menschenfresserbude."

„Was Sie sagen! Noch lebend?"
(Fliegende Blätter)

*

Wir haben eine ältere unverheiratete Tante, die öfters zu uns kommt. Gestern erschien sie und erzählte uns, daß sie ihrem Mädchen wieder gekündigt habe und nun eine Frau suche. Der kleine Ralf, der immer aufmerksam zuhört, wenn die Erwachsenen sich unterhalten, sieht die Tante prüfend von der Seite an und sagte dann ernsthaft: „Aber Tante, du mußt dir keine Frau suchen! Du mußt dir doch lieber einen Mann suchen."

Vorsichtig

„Warum behandelt sich der kranke Sanitätsrat nicht selbst?"

„Weil ihm an derselben Krankheit schon zwei Patienten gestorben sind!"
(Fliegende Blätter)

*

Der Verteidiger sprach sehr lange und ausführlich, aber ohne Erfolg für den Angeklagten. Nach dem Urteil sandte ihm der Verurteilte einen Zettel. Darauf stand: „Der Gefangene bittet höflichst, daß die zur Verteidigungsrede benutzte Zeit bei seiner Strafzumessung berücksichtigt wird!"

Trinker
Rauschvorbeugungs- u. Ernüchterungsmittel Präm. m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos H. Goth Nürnberg S-T 46

Wer den Anzeigenteil unserer Zeitung regelmäßig **liest,** der findet darin immer vorteilhafte Anregungen.

1000 gemischte **Briefmarken** aus allen Erdteilen im Katalogwerte von mindestens 60 RM mit Flug-, Gedenk-, u. Wohlfahrtsmarken nur RM 3,95 franko dort. **Willy Focke,** Briefmarkenhandlg., Karlsruhe i. Bd., Postfach

Vergrößern Sie Ihren Kundenkreis durch die Anzeige in unserer Zeitung

Damenbart
Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte **Helwakakur.** Sehr bewährt. v. **Aerzten** u. Fachpersonen erprobt. **Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel** 1932, **London** 1933. Tägl. Dankschreiben, a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). **Marke Helwaka** mit Stern patentamtl. Wz. 468509 **schützt vor Enttäusch.** Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für größ. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. **Helwaka-Köln** 114

Verlag und Druck: **Westfälisches Volksblatt G. m. b. H.,** Paderborn. Geschäftsleitung: **Eberhard Wessel,** Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter **Johannes Grohmann;** Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: **Dr. Gustav Röttger;** für den kulturellen und allgemeinen Teil: **Josef J. Link;** Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden; **Georg Voigt,** sämtlich in Paderborn. **Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.**

8. Jahrg. – Nr. 41 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 8. Oktober 1939

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Süße Trauben

Foto: Ruth Hallensleben (Bavaria-Verlag)

Glück des Herbstes

O Köstlichkeit der Trauben! Da ist ja die große Glut der sommerlichen Sonne in kleine köstliche Früchte gefaßt, ohne Gewalt und Leidenschaft, jetzt, fast wie verklärt. Ein sanftes Glänzen geht von den Trauben aus wie von kostbaren Steinen. Und es schimmert nicht nur die eine Farbe die man sieht, alle Farben des Sommers schwingen da irgendwie mit, das junge Grün, das reife Rot und das späte Gold des herbstlichen Weinlaubes. Und der klarleuchtende Schein der späten Sommertage, wie sie noch vor kurzer Frist lächelnd in den Garten kamen. Schade, daß diese Pracht der frischen Trauben so schnell verfällt. Aber das ist wohl auch nur ein Zeichen dafür, daß äußerer Glanz vergeht und das man aufs Herz schaun soll und nicht nur aufs Gesicht. So müssen die Trauben all ihr Herzblut lassen, um gänzlich ihre Schönheit zu erweisen. Die Menschen bringen sie in die Kelter und kosten dann den süßen Saft, der aber prickelt schon rauschig unter dem Gaumen und verrät, wieviel Glut der Sommer verschwendet. Doch was gut werden soll, will seine Weile haben. Und so bleibt uns heuer nichts als die Freude auf die Tage, da wir den Traubensaft wieder aus dem Keller holen. Vielleicht nach Jahren, wer weiß? Aber es kann sein, daß es wieder ein grauer und rauher Herbsttag ist und wir wieder uns nach der Sonne sehnen. Dann perlt Blut aus Trauben in funkelndes Glas, und es hat ein Leuchten innen und geheimnisvolles Glühen. Und wenn wir ansetzen und trinken, dann strömt in unsere müden Herzen ein die Sonne vergangener Sommer . . .

***

Der Herbst ist einer, der es allen recht machen will, den Rauhen und den Sanften. Da reißt er oft plötzlich in die schwärzesten Wolkenwände ein großes Tor und läßt einen strahlenden Tag hindurch schaun, als wäre mit einem Mal aller Herbst ausgelöscht. Solche Tage sind dann immer kleine Festtage. Alles sieht sich so sonntäglich an, weil die Sonne munter vom Himmel lacht. Zwar ist etwas Wehmut darin, denn sie muß früh wieder fort hinter die blauen Berge, und wer weiß, ob sie morgen wiederkommen kann. Aber nun sie einmal da ist, gehe ich hinaus in den Garten, zögernd wie zu einem Freund, der ein großes Leid überstanden hat. Und wenn ich hinauskomme, dann turnen immer auch schon Nachbars Buben durch die Hecke und immer bringen sie auch ihr Schwesterchen mit, das den Rangen an Wildheit nichts nachsteht. Wir sind miteinander Vertraute des Sommers, und heute kommen sie auch nicht gesprungen, sondern sie gehen langsam durch das brache Kartoffelbeet, als wollten sie sagen: So, nun ist's vorbei. Ich muß lächeln über die Kinder, und da bekommen auch sie wieder Mut und jauchzen wie damals . . . Da tollten die Kleinen zwischen den blühenden und übersonnten Beeten. Heute sind wir alle stiller und keinem steht der Mut zum Tollen. Da nehme ich die Rangengesichter zwischen meine großen Hände, eins nach dem andern. Ich schaue in die quellklaren Kinderaugen und auf die üppig blühenden Wangen. Die hat die Sonne blühend gemacht. Und wenn die Buben lachen, klingt es wie Gold, das kenne ich wieder: Es ist vom Gold der sommerlichen Sonne, die die Kinder noch hell in ihren Herzen tragen. Sie werden sie durch den ganzen Winter nicht verlieren, denn sie haben das Glück des prangenden Sommers am lautersten erlebt. — Lk.

Die gläserne Tür

Eine Geschichte von Heinrich Zerkaulen

Die kupferfarbenen Dahlien leuchteten in schweren Büschen. Herbstsonne mühte sich um sie, aber ihre Strahlen waren kraftlos geworden. Im Garten des Hauses stand die kleine Dorothea und spielte mit einer blauen Aster. Der Tag lehnte schon gegen den Hügel, unter dessen Schutz dieses Haus gebaut war, als überdenke er vor dem Schlafengehen noch einmal alles, was er heute in das Städtchen und zu den Menschen getragen hatte. Heute wie gestern. Morgen wie vor hundert Jahren.

Da sah die kleine Dorothea zwei Männer stehen auf dem Hügelchen, die blickten immerzu auf ihr Haus und auf den Garten hinunter. Dorothea lief zur Mutter in die Küche und sagte es ihr. Und nicht lange nachher, da klopften die beiden Männer an die Tür und baten höflich, ob sie einmal in den Garten hineinsehen dürften. Die kleine Dorothea aber hörte, wie der jüngere der beiden Männer im Vorübergehen mit einer leisen Traurigkeit in der Stimme sagte: „Es ist alles so anders geworden, Onkel Peter . . ."

Jahre sind seither vergangen. Es ist alles so anders geworden. Heute steht Dorothea auf jenem Hügel und blickt in den Garten und blickt auf das Haus, in dem sie geboren wurde, das einst ihr Elternhaus war. Nur lange Kleider trägt sie inzwischen, und die Zöpfe sind hochgesteckt zu einer vollen Haarkrone. Sie ist gekommen, um ihrem Mann die Stadt ihrer Kindheit zu zeigen.

Weit, ganz weit kommt ein altes, fast vergessenes Bild auf Dorothea zu. Sie sieht wieder die Mutter in der Küche, sieht, wie der Vater heimkehrt aus dem Städtchen. Die Hausglocke schlägt an. Der Hund springt dem Vater entgegen. Frieda bringt die Abendzeitung. Aus dem Gasthof „Zur Post" wird ein Krug Bier geholt. Und die Mutter bettet die kleine Dorothea in die Kissen.

„Was wollten die beiden Männer heute?"

„Es war der Sohn von Onkel Wahl, von Vaters Vorgänger, Kind."

„Hat denn jetzt Onkel Wahl kein Haus mehr?"

„Er ist doch längst tot, kleine Dorothea."

Wie schwer das zu begreifen war: er ist ja längst tot. Auch Dorotheas Vater trugen sie hinaus auf den Friedhof. Und plötzlich war alles anders geworden. Der Nachfolger meldete sich, Möbel wurden gepackt, der Hund mußte verkauft werden. Frieda ging zurück zu ihren Eltern. Und die letzte Nacht, ehe Dorothea mit ihrer Mutter abreiste in die fremde, große Stadt, da schliefen sie zusammen im Gasthof „Zur Post". Sie schämten sich und fühlten sich wie überflüssige Gäste.

Heute nun steht Dorothea auf diesem Hügel.

„Warum zitterst du so, Dorothea?" fragt der Mann und legte fest und zärtlich seinen Arm um sie.

„Mich fröstelt, Lieber." Dorotheas Augen starrten in Tränen.

„Da unten, die Tür — die Tür. Und Kinder spielen, und die Dahlien leuchten . . ."

Aber Herbstsonne streichelte sie wie mit alten Mutterhänden: „Warum weinen, Dorothea? Es ist doch alles so wie vor hundert Jahren. Alle stehen sie immer hier oben auf dem Hügelchen und wollen nicht begreifen und schütteln den Kopf, die schweren Menschen. Nicht weinen, Dorothea!"

„Laß uns noch einmal hinuntergehen in den Garten", bat Dorothea ihren Mann.

Und nun warteten sie vor der Tür. Daß sie nicht aufsprang vor Erwartung und Jubel! Aber nur ein Mädchen erschien in weißer Schürze, Dorothea und ihr Mann wurden in ein Zimmer geführt. Dorothea blickte sich um, hilflos wie ein überflüssiger Gast. Und sie atmete doch die Luft dieses Zimmers, aus dem man einst den Vater fortgetragen hatte.

Die Frau des Hauses kam. Das sei aber wirklich nett — Dorothea sei also die Tochter des letzten Besitzers. Ja, natürlich, es habe sich wohl manches verändert. Und gewiß dürften Dorothea und ihr Mann durch den Garten gehen. Aber gewiß . . .

Und plötzlich sah Dorothea im Garten ein kleines Mädchen. „Mein Jüngstes", sagte die Frau des Hauses.

„Was willst du in unserm Garten?" rief das Kind ganz unvermittelt.

„Aber Trudel!" erschrak die Mutter.

Da lächelte Dorothea aus tausend Tränen und sprach voll leiser Zärtlichkeit: „Ich habe einmal gespielt in diesem Garten, genau wie du jetzt, kleine Trudel. Genau so wie du . . ."

Die kupferfarbenen Dahlien leuchteten in schweren Büschen, und Herbstsonne lächelte gütig: heute wie gestern. Morgen wie vor hundert Jahren . . .

Und was beschäftigt Sie nebenbei?

Kleine Geschichte der Liebhabereien
Nebenbeschäftigung, die fruchtbar wurde

Eine Gemeinschaftszeichnung von Goethe und Johanna Schopenhauer
In diesem Bilde zeichnete Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philosophen, die Figuren, Goethe die Landschaft.

Die Entwicklung unseres ganzen Daseins hat es so mit sich gebracht, daß fast jeder Mensch außer seinen Pflichten, außer seinem Beruf noch irgend ein Nebenher hat — eine Liebhaberei, eine Beschäftigung, die dazu bestimmt ist, solche Lücken auszufüllen, die sein Wirkungskreis unerfüllt läßt. Alle lebenswichtigen Fertigkeiten haben sich in Technik, Handwerk oder Industrie spezialisiert, aber der Beschäftigungsdrang kribbelt in allen Fingern und in allen Gehirnen. Der Angestellte bastelt zu Hause, wer den ganzen Tag sitzt, wandert in seiner freien Zeit, ermüdet seine Glieder, streckt sie einmal gründlich aus — wer das Jahr über von seinen Urlaubseindrücken zehren muß, fotografiert, um die Erinnerung an herrliche ungebundene Ferienzeiten festzuhalten. Dichtung und Malerei sind Berufe geworden; aber die Empfindung drängt in jedem Herzen zum Ausdruck und neben uns sitzen, ohne daß wir es ahnen, heimliche Dichter, heimliche Plastiker, heimliche Maler. Sie wollen kein Geld damit verdienen, sie denken kaum an Ruhm, sie wollen nur erlösen, was in ihrer Seele sich regt. Junge Leute schließen sich zu theaterspielenden Gruppen zusammen, haben ihre Freude daran, sich wie richtige Schauspieler auszugeben und man kann wohl sagen, daß solcher Dilettantismus, wenn er in seinen Grenzen bleibt, also wirklich nur Liebhaberei und nicht Verdienst werden will, das Verständnis für Kunst, für Theater in hohem Maße fördert. Es muß nur auch Liebhaberei bleiben. Kaiser Karl VI. musizierte in so vollendeter Form, daß ein Berufsmusiker ihm einmal sagte: „Majestät hätten Musiker werden sollen". — „Ehrt mich", erwiderte der Kaiser. „Aber ich stehe mich so besser."

Liebhaberei als Ausgleich

Beinahe immer ist es so, daß diejenigen, die ihr Beruf geistig beschäftigt, die er ins Bereich der Phantasie bannt, mit ihrer Liebhaberei den Anschluß an das werktätige Leben suchen und daß die körperlich Arbeitenden den Ausgleich ihrer Persönlichkeit im Reiche der Phantasie, des Geistes suchen. In seiner Liebhaberei erlebt jeder das Wirken seiner Zeit mit, gleichgültig, ob es sich dabei um Sammeln, um ein Studium, das nebenher geht, oder um Basteln handelt. Oft genug natürlich sind Menschen in einen Beruf gedrängt worden, der ihrer eigentlichen Natur nicht entspricht, so daß sie nun den wahren Neigungen lediglich als Liebhaberei frönen. Und es befriedigt sie.

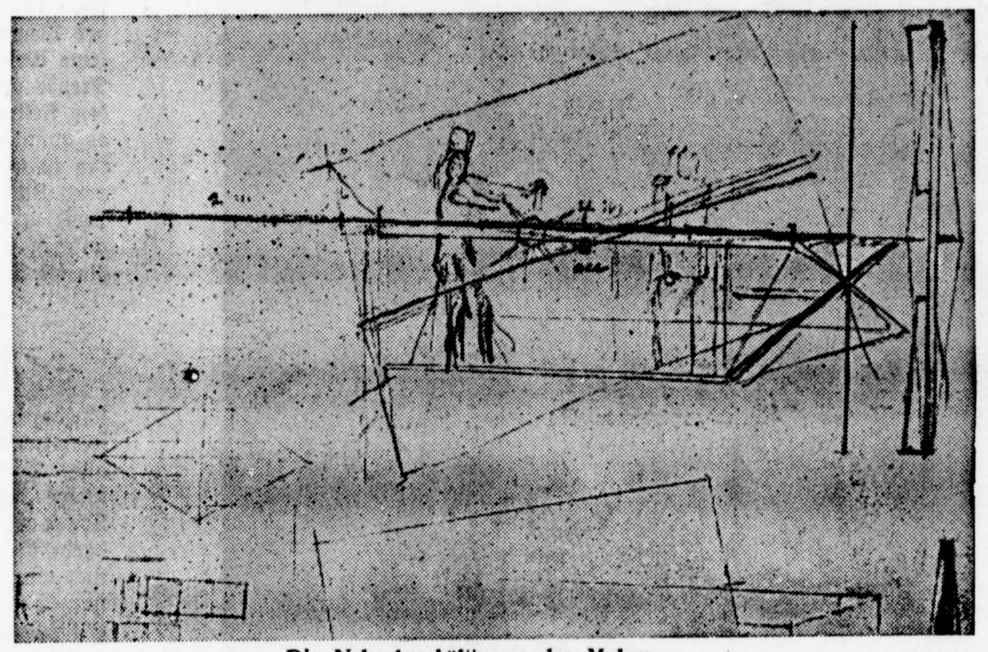
Ein Forstmeister erfindet das Fahrrad

Oft ist gerade auf diese Weise sehr wertvolles geleistet worden. Denken wir zum Beispiel an den Forstmeister Karl Freiherr von Drais, der in ständigem Basteln und Konstruieren die erste Form des Fahrrades ersann, ein Holzgestell mit lenkbarem Vorderrad, das freilich noch durch eigenen Anlauf in Bewegung erhalten wurde. Drais erregte beim Wiener Kongreß mit seiner Erfindung Aufsehen und die englische Post versuchte sein Rad für den Zustellungsdienst einzuführen. 1842 bildete er sein Fuhrwerk zum Eisenbahnfahrrad aus, das wir heute noch als Draisine kennen. Daneben erfand er eine Schreibmaschine, konstruierte Flugmaschinen, einen Tageslichtreflektor für dunkle Räume und anderes mehr. Freilich war er so eifersüchtig, auf den Wert seiner Erfindungen, daß er jedes Wort, das man gegen sie einzuwenden wagte, übel nahm. Darüber geriet er eines Tages mit einem englischen Kunstreiter in Streit — es kam zu einer Prügelei und Drais mußte wegen dieses eines Beamten unwürdigen Vorfalles seine Aemter niederlegen. Erfinden war eben doch nur sein Nebenberuf und unglücklich wie er nun war, ergab er sich dem Trunk und starb 1851 in geistiger Umnachtung.

Jede Zeit hat ihre besonderen Liebhabereien

Im Rokoko spielte man Harfe, man mußte dichten, musizieren oder singen können, wenn man in der guten Gesellschaft etwas gelten wollte. Voltaire führte mit wahrer Leidenschaft seine laterna magica vor, deren Bilder er mit geistvollen und ironischen Bemerkungen erläuterte, so wie etwa der Ansager in der Anfangszeit des Kinos es berufsmäßig tat. Heute fangen schon viele Menschen die Vorgänge um sich auf Schmalfilmen ein und führen sie daheim ihren Freunden in ähnlicher Art vor. Die Damen beschäftigten sich früher mit Handarbeiten, die ganz wie heute modisch wechselten. Nur führten sie ihre Knüpfarbeiten immer mit sich und nahmen sie vor, gleichgültig, ob sie im Theater oder zu Hause saßen. Einige Zeit war das Zupfen von Goldtressen, die sogenannte Parfilage, eine selbstverständliche Nebenbeschäftigung. Man schenkte einander „Oefs de Parfilage", Eier, die unter solchem fingerbefriedigenden Stoff, wenn man sie ausgezupft hatte, kleine Ueberraschungen verbargen. Dann wieder fertigten die Damen Puppen an, die Kostüm und Gesicht der damaligen Bühnentypen trugen. Ludwig der Fünfzehnte von Frankreich fand an solchen weiblichen Handarbeiten mehr Gefallen als am Regieren. Er zog sich gerne allein zurück, um sie vorzunehmen. Er kochte auch selbst für sich und seine Geliebte allein und war am glücklichsten, wenn er, wie es täglich geschah, der Feinheit seines Hofes den Rücken kehren und — eine Kuh persönlich betreuen konnte!

In Goethes Zeit malte man Bänder oder schnitt Schattenrisse, um die Paravents und Lichtschirme damit zu bekleben. Oft genug aber zerfitzelte man wertvolle Kupferstiche zu diesem Zwecke.



Die Nebenbeschäftigung des Malers
Die Liebhaberei Arnold Böcklins war die Beschäftigung mit flugtechnischen Problemen. Unsere Abbildung zeigt einen der Entwürfe Böcklins zu einer Flugmaschine. Damals ein Traum — heute vollendete Wirklichkeit.

Die Nebenbeschäftigung des Dichters

Goethe selbst kann man schwerlich nachsagen, daß er nur im Nebenberufe gedichtet habe, obgleich er von Beruf Jurist und leitender Staatsmann war. Wohl aber ist bemerkenswert, daß er sich weder mit den Schöpfungen seiner Phantasie, seinen Romanen, und Dramen zufrieden gab, noch mit seinen Zeichnungen, noch auch mit den praktischen Anforderungen, welche seine Staatsstellung ihm auferlegte, sondern daß er daneben physikalische und anatomische, botanische und optische Forschungen anstellte, deren Rang man heute nicht mehr unterschätzen kann.

Es war die Zeit, da Montgolfiers Aufstieg im Luftballon die ganze europäische Welt beschäftigte. Noch ehe sie gelang, ließ Goethe mit seinen Freunden kleine Luftballons über Feuerkörben steigen. Als dann die Nachricht von der Leistung der Franzosen kam, schrieb er in sein Tagebuch: „Die Luftballons werden entdeckt. Wie nahe ich dieser Erfindung gewesen. Einigen Verdruß, es nicht selbst entdeckt zu haben." Uebrigens ist Goethe nicht der einzige Laie gewesen, den das Geheimnis des Fluges fesselte: der Maler Arnold Boecklin wendete trotz seiner oftmals sehr geringen Mittel viel Geld an diese Liebhaberei und bastelte ununterbrochen an Verbesserungen für seine Flugmaschine.

Nebenbeschäftigung die fruchtbar wurde

So manche müßige Spielerei hat in späterer Zeit ihre Bestätigung gefunden. So ersann Albrecht Dürer ein Befestigungssystem, das bereits die Wirkung der Pulvergeschosse in Betracht zog. Zur Zeit Friedrich des Großen wurden Befestigungen, wie er sie vorgeschlagen hatte, als preußische Befestigungen bekannt. Gar nicht zu reden von dem Maler Leonardo de Vinci, der über 10 000 Blätter mit technischen Konstruktionen hinterließ, in denen der Fallschirm, der Propeller an der Flugmaschine, ja sogar eine Art Tank vorausgeahnt waren. Es waren aber nur Nebenbeschäftigungen, deren Ergebnisse der Meister geheim hielt, so daß sie erst in seiner Hinterlassenschaft gefunden wurden.

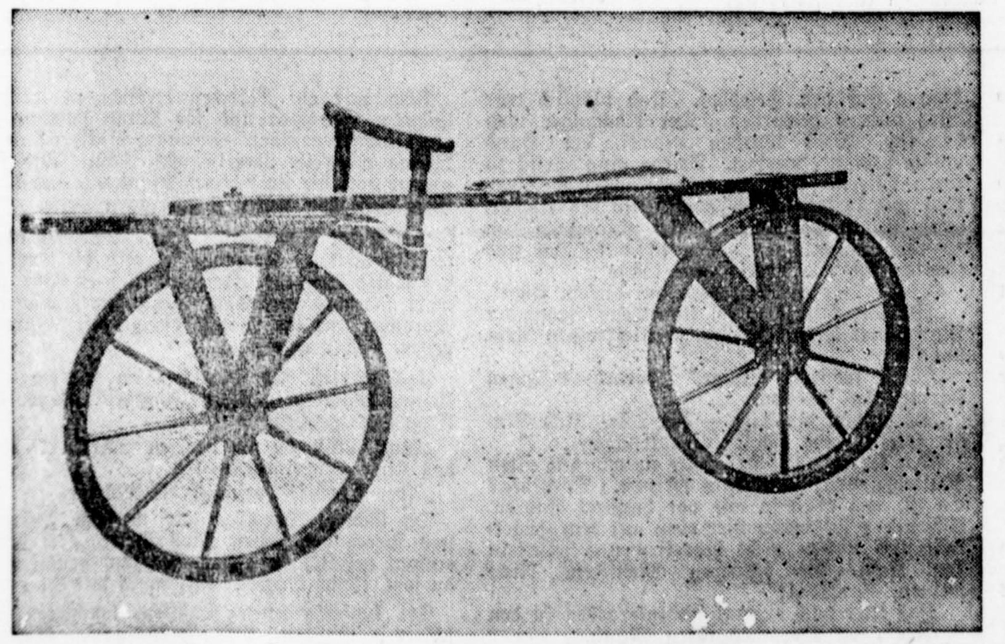
E. T. A. Hoffmann schwebte es niemals vor, berufsmäßig zu dichten. Er war Jurist und sogar ein sehr tüchtiger Jurist. Aber seine Liebhaberei, andere Leute zu karikarieren, kostete ihm in Posen seine Stellung. Als der Einmarsch der Franzosen in Warschau ihm dort die Lebensmöglichkeit raubte, entschloß er sich erst seine musikalischen Talente, die er bis dahin nur nebenbei geübt hatte, zu verwerten. Er wurde Kapellmeister in Bamberg am Theater. Er hat eine Menge zu seiner Zeit berühmter Werke komponiert, strebte aber zurück in sein eigentliches Betätigungsfeld der Juristerei, und erst ziemlich spät begann er sich seinen dichterischen Talenten zu widmen.

Ein König als Goldmacher

Aber Umwertung in Geld ist ja niemals der Zweck der Nebenbeschäftigung. Sie ist es auch bei Hoffmann erst durch die Not geworden. Sparsame Leute freilich vergessen solche Verwertbarkeit nie ganz. So fand Friedrich I., daß die würdigste Nebenbeschäftigung für einen Fürsten das Goldmachen sei und wollte seinen Sohn Friedrich Wilhelm durchaus zwingen, diese Kunst zu erlernen. Friedrich Wilhelm war aber von dieser Idee gar nicht begeistert und es verdroß ihn, daß er seinem Lehrmeister helfen, ihm das Feuer schüren, die Geräte herbeischaffen und alle seine „affereien" mitmachen mußte; wenigstens solange, bis dieser als Schwindler entlarvt wurde.

Als er älter wurde und das Podagra ihn zehn Jahre lang an einen Stuhl fesselte, vertrieb er sich die Zeit mit Malen. Von einem Künstler ließ er sich Konturen vorzeichnen, und versah sie dann mit Farben. Später schuf er auch seine Entwürfe selbst. Es sind eigenartige Werke, die so zustande kamen und die er unterschrieb: „Aus meiner Qua' heraus". Aber aus irgend einer Qual oder wenigstens Sehnsucht heraus, wenn sie auch nicht immer körperlicher Art ist, entsteht ja alle „Nebenbeschäftigung".

Dr. Hans Georg Biel



Das Fahrrad wurde aus Liebhaberei erfunden
Der Forstmeister Karl von Drais hat die erste Form des Fahrrades erfunden. Diese Maschine, die wir im Bilde zeigen, mußte durch den eigenen Anlauf in Bewegung erhalten werden.

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, malte aus Liebhaberei
Händler und Bauer nannte er dieses Bild.
Photos (4): Wissensch. Nachrichtenzentrale.

Licht um Mitternacht

Roman von Bert George

(Copyright 1939 by Prometheus-Verlag, Gröbenzell)

13. Fortsetzung

Im Mondlicht konnte man auf der gegenüberliegenden Seite den Turm erkennen, der in den Nachthimmel emporragte. Zellner nahm sein Notizbuch und schrieb beim Schein seiner Taschenlampe folgende Zeilen, die er Perfall reichte: „Mit Ihrer Figur können Sie vielleicht durchs Gitter aus dem Fenster schlüpfen. Wenn es Ihnen möglich ist, den Turm zu besteigen, so geben Sie mit der Taschenlampe den Unsern ein Zeichen!"

Perfall ging ans Fenster und versuchte es, sich durch die Stäbe zu zwängen, aber es war unmöglich. Bernhard kam herbei, packte mit seinen Fäusten zwei Gitterstäbe und stemmte sie mit aller Macht auseinander. Nochmals versuchte es Perfall — — jetzt ging es.

Da das Fenster im Erdgeschoß lag, so konnte er sich mühelos auf den Boden herunterlassen. Im Hof war alles still. Dennoch hatte er das unheimliche Gefühl, der Platz könnte jeden Augenblick durch eine geheimnisvolle Hand taghell erleuchtet werden, und man würde ihn entdecken. Rasch lief er über die Steinfliesen auf den Turm zu. Wohl war ein Tor da, vom Mondlicht überglänzt, aber es war verschlossen. Er ging um den runden massiven Bau herum — — keine Möglichkeit, hineinzugelangen. Hier — der Blitzableiter! Er prüfte seine Festigkeit — es war ein ziemlich starkes Drahtseil. Er sah empor an der hochragenden, sich in der Dunkelheit verlierenden Steinmauer. Er zögerte. Aber dann dachte er an das Leben braver Menschen, die er retten konnte, wenn er es wagte. Er war ein geübter Turner, und es fiel ihm nicht schwer, hinaufzuklettern. Die Quadern des alten Gemäuers boten ihm überdies zahlreiche Stützpunkte.

Er kletterte auf der Seite, die im Schatten lag, so daß ihn das Mondlicht nicht traf. Der Turm hatte einige Stockwerke. Jedesmal, wenn er eines passierte, mußte er an einem Fenster vorbeiklettern, an dem er, trotz der Dunkelheit, Vorhänge wahrnehmen konnte. Der Turm war also bewohnt.

Das Klettern strengte ihn sehr an. Die Hände schmerzten von dem rauhen Drahtseil des Blitzableiters, mit den Fußspitzen suchte er die Löcher zwischen den Steinen, um besseren Halt haben. Er fühlte, wenn er nicht bald oben anlangte, würde er versagen. Tief unten lagen der Hof, die Bäume — alles im schwachen Mondlicht und in undeutlicher Finsternis.

Jetzt sah er über sich einen kleinen Balkon, und darüber konnte er schon die Zinnen des Turmes wahrnehmen. Welches Glück! Der Balkon lag gerade auf der Seite, die der Polizeitruppe zugewandt war. Er klammerte sich an die Brüstung, schwang sich hinüber und stand auf einem kleinen Söller, dessen Tür geschlossen war.

Kalt blies der Wind hier oben. Schweiß rann ihm von der Stirn, er keuchte vor Anstrengung, seine Muskeln zitterten, und eine Sekunde lang überfiel ihn Schwindel. Eine Weile stand er, ohne sich zu rühren, bis sein klopfendes Herz sich beruhigt hatte. Dann holte er rasch seine Taschenlampe hervor, machte Licht und winkte hastig nach der Richtung der lagernden Polizeitruppe. Im selben Augenblick hörte er hinter sich einen Schrei — die Taschenlampe entfiel ihm und verschwand in der Tiefe. Hinter ihm wurde Licht gemacht. Er drehte sich um — im Rahmen der kleinen Tür stand eine Mädchengestalt — ein geliebtes Gesicht — — Ethel!

Er fühlte, daß sich seine Haare vor Entsetzen sträubten — — war er plötzlich wahnsinnig geworden? Stand ein Gespenst vor ihm?

„Wer — wer — sind — Sie?" stammelte er.

„Günther — — Günther — — du?" flüsterte die Gestalt, erfaßte seine Hand und zog ihn ins Zimmer.

Wie versteinert sah er die Gestalt an und wich vor ihr zurück. — Du — du — bist nicht tot? — Bist du denn — bist du —", er wußte nicht, was er fragen, was er sagen sollte — alles drehte sich vor ihm — — was war das nur wieder für eine Halluzination? Narrten ihn abermals seine erregten Sinne wie damals in jener Unglücksnacht? — Aber mochte jetzt sein, was wolle — mag selbst Ethel von den Toten auferstanden sein — er durfte keine Zeit verlieren — er mußte winken, um seine Kameraden zu retten — ihr Leben lag in seiner Hand, jedes Zögern vergrößerte die Gefahr — die Taschenlampe war ihm entfallen — —.

„Wer Sie auch sind — geben Sie mir, um Himmels willen, schnell ein Licht, eine Taschenlampe oder eine Kerze, ich bitte Sie!" sagte er, immer noch überzeugt, daß ihm seine überreizte Phantasie etwas vorspiegelte.

Plötzlich lauschten beide mit angehaltenem Atem. Unten war eine Tür laut zugefallen und dumpf hallte das Geräusch durch den Turm. Ein Schloß wurde abgesperrt und dann kamen rasche Tritte über die Holztreppe herauf, — immer näher. Jetzt stand jemand draußen vor der Tür und wollte herein, aber die Tür war verschlossen. Er pochte mit der Faust.

„Oeffnen!"

Da niemand antwortete, wurde von außen wild an der Klinke gerüttelt.

„Oeffnen!" brüllte eine Stimme in höchster Wut. Es war Craven! — Perfall bedeutete dem Mädchen, das wie Ethel aussah, zu schweigen. Er entsicherte seinen Browning.

„Oeffnen Sie, oder ich schieße!" rief Craven von neuem. „Ich weiß, daß Ihr früherer Liebhaber Perfall bei Ihnen ist. Ich habe eine Taschenlampe in den Hof fallen sehen. Oeffnen Sie, oder — —"

Perfall war einen Schritt zurückgetreten und zielte genau auf die Stelle der Türe, hinter der die Stimme ertönte.

Aber noch bevor er abdrückte, hatte Craven durch die Tür geschossen. Perfalls Arm fiel herunter, der Schuß hatte ihn gestreift, und sein Browning lag am Boden. Entsetzt schrie das junge Mädchen auf.

Jetzt hatte Craven die schwache Tür eingebrochen und stand mit haßerfülltem, verzerrtem Gesicht vor den beiden.

„Nun, Herr Doktor Perfall, diesmal haben Sie kein Glück! Aber wenigstens erfahren Sie vor Ihrem Ende, wen Sie vor Gericht so schön reingewaschen haben. Haben Sie ihm schon gebeichtet?" schrie er das Mädchen an, so daß es voll Angst vor ihm zurückwich, „haben Sie ihm schon erzählt, daß Sie gar nicht die Tochter des Geheimrats sind? Sondern Gunesnils Tochter? Und daß wir Sie vertauscht haben?"

Ein Rattern aus der Ferne wurde jetzt hörbar. Durch die Nacht klang es wie das noch weit entfernte Geräusch zahlreicher Motorräder. „Sie kommen! Sie kommen!" Craven stand eine Sekunde lang starr und lauschte. Dann hob er blitzschnell seine Waffe, aber schon hatte sich Perfall auf ihn geworfen und der Schuß ging in die Decke. Beide Männer hielten sich umklammert. In Cravens unansehnlichem Körper wohnte eine außergewöhnliche Kraft. Perfall spürte, daß ihn die anstrengende Kletterei zu sehr erschöpft hatte, und daß er unterliegen mußte. Craven hielt ihn wie mit einer eisernen Zange fest, preßte ihm die Luft aus den Lungen und drängte ihn zur Balkontür. Die Sinne schwanden ihm. — Er fühlte mit Grauen, daß es Cravens Absicht war, ihn vom Turm hinunterzuschleudern — einen letzten Blick noch konnte er der rätselhaften Erscheinung zusenden, die wie Ethel aussah — jetzt hob ihn Craven empor — da schwang sich aus dem Dunkel die Gestalt eines Riesen über die Brüstung, und ehe Craven sich besinnen konnte, hatte eine mächtige Faust seinen Hals gepackt und drückte ihm die Kehle zu. Perfall loslassend, griff Craven, nach Atem ringend, mit beiden Händen in die Luft — aber die gigantische Faust hob ihn wie ein Spielzeug vom Boden und schleuderte den völlig Bewußtlosen wie ein Bündel in die Ecke des Zimmers . . .

Bernhard war noch zur rechten Zeit gekommen! Unruhe um seinen Retter hatte ihn ergriffen, und mit übermenschlicher Anstrengung war es ihm gelungen, das Gitter so weit herauszureißen, daß auch er durch die Oeffnung konnte. Er stürmte auf den Turm zu, fand das Tor verschlossen und kletterte denselben Weg hoch wie Perfall. Aber der ehemalige Artist kam mit frischeren Kräften oben an als der Anwalt.

Draußen donnerten jetzt die Motorräder heran. Aus den Fenstern des Gebäudes brachen auch schon die hellen Flammen. Die Polizei umstellte sofort das Gebäude, das Feuer griff rasend schnell um sich. Zellner und die übrigen hatten sich durch den von Bernhard gebahnten Ausgang ins Freie gerettet. Der tote Polizeibeamte wurde geborgen, ebenso Fräulein von Woronzoff. Craven lag noch immer bewußtlos, aber bereits in schweren Fesseln.

Den wichtigsten Fang aber hatte der junge Polizeioffizier gemacht, der vorsichtshalber die Straße viele Kilometer weit gegen Berlin besetzt hielt. Dumesnil, der von seinem Versteck aus die Ankunft der Polizeitruppe beobachten konnte und vergeblich auf die Rückkehr Cravens gewartet hatte, war im letzten Augenblick mit seinem Auto aus einem Seitenflügel des Schlosses geflüchtet, schlug einen Feldweg ein und kam endlich auf Umwegen zur Straße, die nach Berlin führte.

Hier ereilte ihm sein Schicksal. Er wurde angehalten und verhaftet. In seinem Besitz fand sich das Manuskript der Erfindung, das ihm sofort abgenommen wurde.

Mit seiner Festnahme hatte die Polizei das Haupt der Bande. War Craven ein vollendetes Werkzeug, so war der geistige Lenker, das Zentrum aller Unternehmungen Dumesnil gewesen. Erst sein Verhör enthüllte restlos das Geheimnis von Ethels Entführung.

Der einstige französische Kriegsgefangene Jean Dumesnil hatte im Jahre 1915 in Bayern mit einer der Schwestern Dirrmoser, Maria, die er später heiratete, ein Verhältnis, das nicht ohne Folgen blieb. Maria Dirrmoser bekam Zwillinge, und zwar zwei Mädchen. Zur selben Zeit genas in Berlin die Gattin des Geheimrats, in deren Diensten Anna Dirrmoser stand, eines Mädchens — Ethel! Als der Geheimrat nach dem Tode seiner jungen Frau verzweifelt seinen Haushalt auflöste, schickte er Anna Dirrmoser mit Ethel nach Bayern aufs väterliche Gut zu ihrer Schwester Maria.

Bei einem Brande, der den halben Besitz einäscherte, kam die kleine Ethel, das Kindchen des Geheimrats, ums Leben, und auch Anna Dirrmoser erhob sich nach einer schweren Verletzung nicht mehr vom Lager. Noch vor ihrem Tode beschwor sie ihre Schwester und Jean Dumesnil, den ohnehin schwer geprüften Geheimrat den neuen Schmerz zu ersparen und ihm den Tod der kleinen Ethel zu verheimlichen. Und so beschlossen die drei, dem Geheimrat mitzuteilen, daß bei dem Brande eines der Zwillingskinder ums Leben gekommen sei, während die kleine Ethel gerettet werden konnte.

Nach Kriegsschluß brachte Dumesnil dem Geheimrat einen der Zwillinge nach Berlin, übergab ihm die Kleine als sein Töchterchen Ethel und lernte bei dieser Gelegenheit Herrn Weber kennen. Dann ging er mit Fräulein Maria Dirrmoser und dem ihm verbliebenen Kindchen, das denselben Vornahmen wie seine Mutter trug, nach Paris und heiratete, wie er es versprochen hatte. Schon damals schloß er sich an Verbrecherkreise an. Im kommenden Jahr verlor er seine Frau, brachte sein Kind nach Berlin, ließ es dort erziehen und gründete ein Modewarenhaus, als Deckmantel für seine dunklen Geschäfte, ein Unternehmen, in welchem später die herangewachsene Tochter Maria als Direktrice und Komplicin tätig war.

Dumesnil besuchte öfters den Geheimrat. Mit dem ihm angeborenen Spürsinn kam er dahinter, daß sich der alte Geheimrat mit einer Erfindung beschäftigte, deren Diebstahl ihn zum reichen Manne machen mußte. So entwarf er einen raffinierten Plan. Er war es, der den jungen Russen Smichow, der fließend und ohne Akzent Englisch sprach, unter dem Namen eines Sir Craven ins Haus des Geheimrats schmuggelte. Er war es, der Ethel, die ihn von seinen harmlosen Besuchen persönlich kannte, auflauerte, an jenem Nachmittag an der Villa wie zufällig vorüberfuhr, die Nichtsahnende zu einer Spazierfahrt einlud und sie entführte.

Er hoffte, der Verlust der Tochter würde den alten Herrn so erschüttern, daß er daran zugrunde ging. Als dieser Plan nicht in Erfüllung ging, mußte nunmehr seine Tochter Maria eine von ihm ausgeheckte Maskerade durchführen — einen Plan von verblüffender Schlauheit:

Unter dem Namen Mathieu Dalberg schaffte er Maria, die Ethel zum Verwechseln ähnlich sah, erst in ein Sanatorium. Maria spielte ihre Komödie um so leichter, als sie eine gedächtniskranke Patientin vorzutäuschen hatte. Mit „Sir Craven", dem jungen russischen Offizier, dessen Verlobte sie geworden war, im Bunde, mit ihm im Hause des Geheimrats weilend, wäre der Diebstahl der Erfindung eine Leichtigkeit geworden.

Da ereignete sich jedoch unvorhergesehen die verhängnisvolle nächtliche Begegnung mit Perfall, ein Zusammenstoß, bei dem die falsche Ethel ums Leben kam und Perfall die Gewißheit erlangte, daß Craven ein Verbrecher war.

Durch den plötzlichen Tod Maria Dumesnils wurde der meisterhaft ausgedachte Betrug zunichte. Trotzdem wäre es Dumesnil doch noch geglückt, die wertvolle Erfindung in Sicherheit zu bringen. Schon lauerte er mit Craven-Smichow verborgen in dem Schlupfwinkel an der Havel, auf die günstige Gelegenheit, um zu entfliehen — da war es die junge Russin, an die der erfahrene Polizeibeamte Zellner geriet und die zur Festnahme der Verbrecher verhalf.

Die Zwillingsschwestern Dumesnil, einander ähnlich und doch verschieden, lebten seit Jahren in der Millionenstadt Berlin, ohne sich je zu begegnen. Und selbst wenn dies geschehen wäre, sie ahnten nicht, welch enge Bande sie vereinten, sie wären fremd aneinander vorbeigegangen . . .

Fräulein von Woronzoff hatte sich nach ihrer Genesung die Sache überlegt. Von ihrer Verletzung geheilt, nahm sie dankbar die Belohnung entgegen, die ihr für ihre wertvolle Hilfe geboten wurde.

Wie ein phantastisches, unwirkliches Drama, das nunmehr sein Ende gefunden, war alles an den beiden Liebenden vorübergegangen — Ethel selbst blieb von den schrecklichen Enthüllungen anscheinend unberührt. Daß es eine Zwillingsschwester Maria gegeben hatte, die ihren Namen mißbrauchte, den Geheimrat schändlich hinterging und als Verbrecherin in seinem Hause lebte — es war für sie das Vergehen einer ihr völlig Unbekannten, vor der ihr graute. Nichts verband sie mit diesen Menschen, weder mit Dumesnil, der jetzt seine schwere Strafe verbüßte, noch mit einer Schwester, die sie nie gekannt, noch mit „Sir Craven", an den sie mit Schaudern dachte. Ihre Kindheit, ihre Liebe zu Geheimrat Weber, der ihr der zärtlichste Vater gewesen, ihre Erinnerung an ihn konnte ihr niemand rauben, das war und blieb ihr Halt, an den sie sich klammerte. In seinem Testament hatte er sie zur alleinigen Erbin eingesetzt. Nachkommen waren nicht vorhanden, und sie durfte hoffen, daß es bei der letztwilligen Verfügung des Geheimrats verblieb. Sein Tod war der einzige wirkliche Kummer, der sie bedrückte — alles übrige versank vor diesem Weh.

Anders stand es um Perfall. Hatte er nicht alles erreicht? Alles gewonnen? Ethel — den großen beruflichen Erfolg — die Vernichtung des gefährlichen Verbrechers und die Rettung der Erfindung, deren Nutznießung nun Ethel hatte.

Nur eins war geblieben, und das konnte er nicht bannen.

Jene innere Unruhe, die ihm das Geheimnis um Maria Dumesnils Tod bereitete. Wäre mit der Gefangennahme der beiden Verbrecher auch alles zu Ende gewesen, vielleicht hätte er sein Gleichgewicht wiedergefunden und sein tragisches Erlebnis hätte die Macht verloren, ihn weiter zu bedrücken. Aber das Räderwerk der großen Gesetzesmaschine war in Bewegung gesetzt worden, und es stand nicht still. Es arbeitete wie eine Uhr, die noch nicht abgelaufen war — er hörte ihren Gang, sie blieb nicht stehen . . . Man suchte den „Mörder" — man würde ihn weiter und weiter suchen. Das Gericht gab sich nicht damit zufrieden, daß Dumesnil und — Smichow-Craven gemeinsam behaupteten, über Marias Ermordung nichts zu wissen. Es forschte weiter. Es suchte und würde nicht eher ruhen, bis volle Klarheit des Falles geschaffen war. Noch ahnte niemand etwas. Aber er würde nie Ruhe finden — es konnte doch an den Tag kommen, und dann — — —.

Allerdings, wenn er sich heute dem Gericht als Täter stellte — seine Lage war eine ganz andere geworden! Weder Ethels Ehre noch der Name des Geheimrats standen in Gefahr, durch ein Verhör bloßgestellt zu werden. Ohne Furcht konnte er heute alles gestehen. Es war ein Abwehrkampf gegen eine nunmehr zweifelsfrei als Verbrecherin festgestellte Person gewesen. Der Stoß, den er ihr versetzt hatte, war die Folge ihres Angriffs auf ihn. Er hatte nicht die Absicht gehabt, sie zu töten, sondern sich ihrer zu erwehren. Man würde ihn freisprechen, daran war nicht zu zweifeln.

Ethel jedoch sollte einstweilen nichts von diesen Dingen wissen. Ihr Leid sollte nicht dadurch vermehrt werden, indem er ihr jetzt schon die Ereignisse jener unheilvollen Nacht erzählte. Erst wenn alles vorüber war, sollte sie erfahren, was geschehen.

So beschloß er, sich Zellner zu eröffnen. Der Regierungsrat würde ihm beistehen und raten. Und — wenn es sein mußte — nun denn, er hatte sich nichts vorzuwerfen, er würde sich dem Gerichte stellen und ruhigen Gewissens seinen Spruch erwarten.

Ja, das war der Weg! Und jetzt erst, nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, fühlte er sich wieder frei und leicht.

In gehobener Stimmung fuhr er, nachdem er um fünf Uhr sein Büro verlassen hatte, zu Ethel hinaus, die er täglich besuchte. Der Herbst war schon zu Ende, aber immer noch war die Luft weich und milde. Als er den Park betrat und das Gitter hinter ihm ins Schloß fiel, blieb er einen Augenblick stehen. Die Bäume waren schon kahl. Die Wiesen dehnten sich in mattem, erloschenem Grün bis ferne an das Haus. Der Lärm der Stadt lag hinter ihm. Mit vollen Zügen sog er die Luft des Gartens in seine Lungen. Erquickende Stille. Er hatte gesiegt: Und jetzt erwartete ihn Ethel! Was wollte er mehr? Er fühlte sich voll Zuversicht, ihm war, als ob ein wilder, lange währender Sturm vorübergebraust sei, aus dem er und Ethel sich mit Not gerettet hatten. Nun kam die Ruhe, die Erfüllung — vielleicht auch das Glück!

Und wieder, wie so oft, eilte er den wohlbekannten Weg entlang zur Villa. Jeder Schritt, der ihn Ethel näher brachte, machte ihn froher. Bernhard, wieder in seiner alten Stellung, öffnete ihm die Türe. Er war im Mantel, wie zum Weggehen, und

Der kleine Stephan stand vor dem Käfig im Zoo und spuckte auf das Lama. Entsetzt trat die Tante zu ihm: „Aber, Stephan!“
Der wehrte ab: „Es hat zuerst angefangen, Tante!“

Zeichnungen (5): Radestock (M).

Der Patient

„Beim Weinabziehen kann ich Ihnen diesmal leider nicht helfen, Herr Nachbar! Aerztliches Verbot!“
„Körperliche Arbeit hat Ihnen der Arzt verboten?“
„Nein, den Wein!“ (Fliegende Blätter)

*

„So, Hänschen, jetzt komm mal raus. Warum hatte ich dich die ganze Zeit in die Kammer eingesperrt?“
Hänschen unter Tränen: „Siehst du, Mutti, da haben wir es wieder mal, wie ungerecht du bist. Erst sperrst du mich in die Kammer ein, und nachher weißt du nicht einmal, warum.“ (Koralle)

*

Die Studentin kam aus dem Kolleg heim und stöhnte: „Oh, Papa, meine Freundin trug in der Chemiestunde denselben Hut wie ich!“
„Ich soll dir also einen neuen Hut kaufen?“ brummte der kummergewöhnte Vater.
„Das wird sicher billiger sein, als wenn ich das Kolleg wechsele!“ (Wall Street Journal.)

*

Gisela gab eine Gesellschaft.
Gisela setzte sich ans Klavier.
Sie gab Liszts „Ungarische Rhapsodie“ zum besten.
Ein Gast schluchzte ergriffen
Gisela trat zu ihm. „Sind Sie Ungar?“
„Nein. Musiker!“ (Berl. Ill. Ztg.)

*

Ein bayerischer Musikant wird nachts aus dem Bett gepfiffen, um bei einer Tanzmusik mitzuspielen. Noch halb im Schlaf ruft er aus dem Fenster:
„Nicht um eine Million!“
„Mach keine Geschichten“, antwortete der andere. „es gibt für jeden eine Portion Leberkäs und drei Maß Bier!“
Im Handumdrehen ist der Musikus fertig. (Neue I. Z.)

*

„Harry will mich demnächst auf eine längere Segelpartie mitnehmen, er muß bloß erst mal in der Kajüte aufräumen!“
„Steht denn da so viel herum?“
„Och, viel nicht. nur seine eifersüchtige Freundin!“ (Lustige Blätter.)

Autogrammjagd auf Filzpantoffeln

Heitere Geschichte von Hans Berneburg

Der Filmschauspieler Wolfgang D. unternahm gelegentlich eine besinnliche Ferienfahrt durch die schönen deutschen Gaue. Er kam auch nach N. Dort erregte das Schloß sein besonderes Interesse, und da er auch viel Wissenswertes über das Bauwerk und seine Schätze gelesen hatte, schloß er sich einer Besuchergruppe an, die ein Fremdenführer durch die lange Flucht der Zimmer und Säle geleiten sollte. Ihm fiel hierbei eine hübsche junge Dame auf, die einen Florentiner Hut trug.

Durch einen kleinen Zwischenfall — der Photoapparat mußte an der Garderobe verbleiben — hatte der Schauspieler den Anschluß an die Besuchergruppe verpaßt. So war er allein auf sich und sein Handbuch angewiesen, bis er im Ausgangsraum für die erste Zimmerflucht plötzlich der jungen Dame gegenüberstand, die jetzt den Florentinerhut, wie ein weißes Segel des Sommers, an der Hand trug. Sie stand vor einem ansehnlichen Berg aus Filzpantoffeln und sah ratlos drein.

Nachdem sie mit ihren kleinen weißen Schuhen wohl ein dutzend Mal in den übergroßen Pantoffel untergetaucht war, sah sie den Schauspieler offensichtlich hilfesuchend an

„Suchen Sie passende Pantoffeln?“ fragte er und bekam prompt die Antwort: „Welch' eine hervorragende Beobachtungsgabe!“ Wolfgang D. überlegte einen Augenblick lang, ob er nicht in rasch gefundenen Pantoffeln den Besichtigungsgang auf leichten Sohlen fortsetzen sollte, dann aber tat ihm das bekümmert dreinschauende Mädchen leid. „Was soll ich tun?“ klagte sie. „Ich komme in diesen Elbkähnen nicht vorwärts. Und ich hatte mich so auf die Schloßbesichtigung gefreut!“

Hier konnte nur das Beispiel wirken! Der Schauspieler stieg in die Filzschuhe, ruderte etwas mit den Armen, gewann ziemlich mühelos Boden und wollte sich gerade triumphierend umwenden, als ihn das helle Lachen der jungen Dame wie eine kalte Dusche traf. „Sie machen eine Figur wie ein verhinderter Rollschuhläufer!“ Auch dieses zweifelhafte Kompliment steckte Wolfgang D. ohne Widerrede ein, fuhr zwar nicht aus der Haut, aber aus den Pantoffeln und sagte: „Gut, ohne Ueberschuhe können Sie nicht in das Schloß, so bleiben Sie eben hier sitzen und lesen die Beschreibung der Sehenswürdigkeiten in diesem Reisehandbuch nach.“

„O weh“, klagte sie und schmollte auf eine reizende Art, „ich finde es netter, wenn man mir vorlesen könnte. Meine Augen sind vom grellen Sonnenschein etwas überanstrengt, und wenn Sie die Freundlichkeit haben würden, mir vorzulesen, so könnte ich Ihnen zum Dank eine nette Ueberraschung bereiten!“

Nun war er wirklich gespannt. „Ich lasse mich gern überraschen, aber darf ich jetzt fragen, welcher Art die Ueberraschung sein würde?“

„Ausnahmsweise sollen Sie sofort die Antwort hören! Ich habe drunten am Schloßportal, als Sie so eingehend die Kleinplastik in der Nische betrachteten, gesehen, daß Sie ein Kunstfreund sind, und ich könnte Ihnen zum Lohn für die kleine Lesestunde, das Autogramm eines bekannten Künstlers zeigen, von dem auch Sie eine hohe Meinung haben.“

„Interessant, wirklich interessant“, entgegnete der Schauspieler, „und wie wollen Sie das anstellen?“

„Auf die einfachste Weise von der Welt, ich würde Ihnen meinen Füllfederhalter und eine Karte in die Hand drücken, und ich besäße das Autogramm, deretwegen ich jetzt eine gute Viertelstunde lang zwischen den Filzpantoffeln sitze, um mit Ihnen bekannt zu werden!“ —

Das Mädchen mit dem Florentinerhut bekam ein lustiges Autogramm, es enthielt neben der Unterschrift die Zeichnung eines großen Filzpantoffels.

Und siehe da, dann paßten auch den kleinen Füßen die großen Ueberschuhe, und gemeinsam besichtigten die junge Dame und der Schauspieler das Schloß.

Unter Freundinnen

Hanna hatte sich einen neuen Hut gekauft Totschick, mit Kinnband und wallendem Schleier.
„Sehe ich in diesem Hut nicht zehn Jahre jünger aus?“ fragte sie stolz die „gute“ Freundin.
„Hm“, lächelte sie sauersüß, „wie alt bist du denn?“
„28“, flüsterte Hanna.
„Mit oder ohne Hut?“ erkundigte sich die Freundin.

*

Weichherzigkeit

„Wie schmeckt das junge Hähnchen, mein Herr? Ich hab's nicht gerne geschlachtet.“
„Ja, das merkt man.“
„Wieso?“
„Nun, Sie haben bestimmt ein paar Jahre mit diesem Entschluß gerungen.“ (Lustige Blätter.)

„Ich kann nicht verstehen“, beschwerte sich der junge Mann, „wieso Sie Ihrer Tochter erlauben, mich wegen gebrochenen Heiratsversprechens belangen zu lassen? Erinnern Sie sich, daß Sie gegen unsere Verlobung waren? Sie sagten, ich sei nicht gut genug für sie und nicht vornehm genug für die Familie!“
„Das, junger Mann“, antwortete der Vater des Mädchens, „waren Gefühlsäußerungen! Jetzt handelt es sich um wirtschaftliche Punkte!“

*

Patrick versuchte, sein Steak zu zerschneiden. Nachdem er ein dutzendmal das Messer hineingesteckt hatte, rief er den Kellner herbei: „Hier“, brummte er „nehmen Sie dies Steak zurück!“
„Das kann ich nicht tun, mein Herr“, antwortete der Kellner, „denn Sie haben es verbogen!“

*

Der kleine Hans kommt auf seinem Roller an einem Autofahrer vorbei, der schweißtriefend an seinem Wagen herumarbeitet. Schließlich meint Hans mitleidig: „Onkel, soll ich dich abschleppen?“ (Neue I. Z.)

Aus einem Bewerbungsschreiben:

„Nach beendigter Lehrzeit verlegte ich mich zunächst auf Stacheldraht, dann reiste ich in Beinkleidern, arbeitete mehrere Monate in Kinderkleidern und vertrat drei Jahre lang Filzpantoffeln. Einen Winter lang reiste ich in Glühstrümpfen. Nachdem ich mich vorübergehend auch auf Glas und Porzellan geworfen hatte. machte ich mich schließlich in Fliegenleim seßhaft.“ (Neue I. Z.)

*

Den Meisterboxer hat die Grippe gepackt. Mit Heizkissen und Umschlägen lag er zu Bett.
„Hm, Temperatur!“ sagte der Arzt und zog bedenklich die Brauen hoch.
„Wieviel?“ ächzte der Weltmeister heiser.
„41,8“, antwortete der Arzt.
„Und wie ist der Weltrekord?“ (Die Woche.)

Gute Musik-Instrumente von Musik-Spezialfirma HEROLD & Co. Klingenthal Nr. 15 Katalog kostenlos für Handharmonikas Sonderliste verlangen

Verdauung in Ordnung, der ganze Mensch in Ordnung" Kneipp-Pillen bessern mild u. sicher Darmträgheit, sie regeln die Verdauung und reinigen das Blut. Kneipp-Pillen sind seit Jahrzehnt. bewährt u. erprobt u. aus rein. Pflanzenstoff hergestellt. 50 Kneipp-Pillen nur RM 1.— in allen Apoth. Kneipp-kur-Wegweiser kostenlos d. Kneipp-mitte-Zentrale Würzburg.

Werbegelder sind Vorschuß an den Markt Der Erfolg bringt sie immer wieder

Achtung hartes Wasser! KALK Henko macht hartes Wasser weich!

Große Freude bringt Ihnen d. mechanische Rasierapparat arbeit. o. Strom, o. Batterie. Antrieb d. eingeb. Laufwk. Preis 3.50. Rasierklg. 1 Pfg. Katal. mit viel. Neuh. grat. Gustav Kowalewski Bochum, Märkische Str 21

Damen-Bart, lästige Haare Leichte Beseitigung Präm. m. gold Medaille Aufklärung kostenlos H. Goth Nürnberg S D 4 6

ESU Stahl- Holz- Betten Stahlfeder- u. Auflege-Matratzen Neue Qualität. Tausende freiw. Anerkennungen Verkauf an alle. Katal. fr. Eisenmöbelfabrik Suhl …

Ziel bewußte Insertion belebt das Geschäft!

Damenbart Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Helwakakur. Sehr bewährt v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1932, London 1933. Tägl. Dankschreiben a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs) Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Wz. 468509 schützt vor Enttäuschung Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für größ. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln …

hielt den schwarzen steifen Hut in der Hand. Ueberrascht sah ihn der Anwalt an.

„Wohin, Bernhard?“

„Ich bringe das gnädige Fräulein zur Bahn.“

„Wie? Fräulein Ethel verreist?“

„Ja, sie hat fast die ganze Nacht gepackt.“

„Was ist denn geschehen? fragte Perfall besorgt.

„Ich weiß es nicht, Herr Doktor. Vielleicht sprechen Sie selbst mit ihr. Sie ist im Arbeitszimmer des verstorbenen gnädigen Herrn.“

Perfall eilte über den schweren Teppich, der seine Schritte unhörbar machte, bis ans Arbeitszimmer und öffnete leise. Ethel stand an der geschlossenen Fenstertüre und sah in den Garten hinaus, ohne sich zu rühren. Sie war vollständig reisefertig angezogen, in Hut und Mantel. Auf dem Stuhl stand ein kleines Handköfferchen. Als er die Tür schloß, drehte sie sich zu ihm um und kam ihm entgegen.

„Ich habe nur auf dich gewartet, Günther.“

Er nahm sie in seine Arme und sah ihr ins Gesicht. Wie blaß sie aussah! Ihre blauen Kinderaugen waren müde und verweint. Sicher hatte sie die Nacht nicht geschlafen.

„Was hast du vor?“ fragte er, sie immer noch in seinen Arm haltend.

„Du darfst mich nicht hindern, Günther, wir müssen uns — vorläufig — trennen. Und versuchen, ob es für immer geht.“

„Warum denn?“

„Ich habe über alles nachgedacht, Liebster. Es ist so am besten. Bitte, versuche nicht, mich umzustimmen. Laß uns den Versuch machen, einander Lebewohl zu sagen.“

„Aber sag mir doch, warum?“

„Weil — weil —“, sie löste sich aus seiner Umarmung, trat wieder zur Fenstertüre und blickte in den Park hinaus, „weil ich nicht diejenige bin, die ich bisher war — die ich zu sein glaubte. Besonders für dich. Mir macht es nichts mehr aus, mich kann es nicht treffen, daß mein richtiger Vater heute im Gefängnis ist, daß ich mit einem nichtswürdigen Menschen verlobt war, und daß ich eine Zwillingsschwester hatte, die als Verbrecherin starb — das alles gleitet von mir ab, als ob es gar nicht vorhanden wäre. Mein Vater, ich meine den, den mir eine barmherzige Vorsehung gegeben hatte, ist tot. Andere Menschen leben nicht für mich, sind nie für mich vorhanden gewesen.“

Er trat dicht an sie heran und legte seinen Arm um sie. „Und ich?“

„Du weißt, wie ich dich liebe. Du darfst mich aber nicht festhalten, Günther! Vor dir stehe ich in brutaler, schrecklicher Wirklichkeit da — als diejenige, die ich eben wirklich bin — und die ich nicht sein will, nie — nie — nie! Und das kann ich nur, wenn ich mein Leben von nun an allein weiterlebe, irgendwo, wo niemand weiß, wer ich bin — ich habe ja keine Heimat mehr. — Ich verreise, kein Mensch, auch du nicht, soll wissen, wo ich bin. Ich wollte dir nur Lebewohl sagen. Bernhard hat Auftrag, sobald du da bist, mir einen Wagen zu bestellen, er wird mich zur Bahn bringen. Du darfst mich nicht begleiten, Günther, sei nicht böse — es ist so am besten, und ich will nicht ungestimmt werden — —“

Sie brach ab. Er sah, wie sie weinte, er verstand, was in ihr vorging, und konnte ihr nachfühlen, wie sehr sie sich beschmutzt vorkam. Wie ihr Stolz litt und wie unglücklich sie war. Und daß sie nach all den furchtbaren Erlebnissen flüchten wollte — nur fort, fort von hier. Wie sehr verstand er sie! Aber dann überkam ihn schmerzliche Angst, sie verlieren zu müssen. Das war doch nicht möglich! Was ging sie beide die Schändlichkeit fremder Menschen an? Sollte ihr Glück dadurch zerstört werden? Nein — nein!

„Ethel“, sagte er sanft, „wir wollen einander doch beistehen und uns helfen. Du bist allein in der Welt. Was willst du in der Fremde beginnen? Wohin willst du, ein junges Mädchen, allein reisen?“ Plötzlich kam ihm ein Gedanke. „Sieh, Ethel, nehmen wir an, du fährst jetzt weg, in irgendeine andere Stadt, und steigst in einem Hotel ab. Dort mußt du dich mit deinem Namen anmelden. Der Portier wird dir ein Buch vorlegen, und du mußt dich eintragen, mit deinem richtigen Namen. Ethel Weber kannst du nicht hinschreiben, denn der Geheimrat hat dich nicht adoptiert. Und Dumesnil willst du gewiß nicht schreiben, der Name hat doch mit dir nichts zu tun, diesen Namen verabscheuen wir, nicht wahr?“

Sie blickte ihn mit großen, erschrockenen Augen an, tränenumflort, ratlos. „Ja“, sagte sie, „ja, das habe ich nicht bedacht, du hast recht. Was rätst du mir?“

„Ich rate dir, deine Reise um einige Wochen zu verschieben. Dann kannst du deinen richtigen Namen ins Meldebuch eintragen.“

„Welchen?“

„Ethel Perfall.“

Jetzt mußte sie unter Tränen lächeln. Er nahm sie in seine Arme und küßte sie.

Es klopfte. Perfall trat zurück, und sie sagte:

„Herein!“

Bernhard trat ein und meldete: „Gnädiges Fräulein, der Wagen ist da, wir können fahren.“

Ethel sah auf Perfall, dann sagte sie zaghaft: „Ich möchte meine Reise noch verschieben, Bernhard.“

„Ja“, meinte Perfall, ihm zunickend, „das gnädige Fräulein verschiebt ihre Abreise noch. Schicken Sie den Wagen wieder fort. Bernhards Gesicht strahlte. Er lächelte, und sein Schnauzbart zog sich in die Breite. Der Riese machte eine Verbeugung und ging. An der Tür blieb er stehen und sagte: „Herr Doktor, ich bitte um Entschuldigung, aber Sie sind der beste Anwalt für sämtliche Angelegenheiten, die es gibt.“ Dann ging er hinaus.

Ethel war wieder ans Fenster gegangen und sah in den dunklen Garten. Perfall machte Licht. Dann ging er zu ihr und blieb hinter ihr stehen. Langsam nahm er ihr das Hütchen vom Kopf. Sie stand da, im schwarzen Mantel, schlank und biegsam, ihr volles, aschblondes Haar lag als schwerer Knoten im Nacken. Er drückte seine Lippen darauf und atmete den Duft ein. Dann drehte er sanft ihren Kopf etwas zur Seite, so daß der Schimmer der Lampe auf den Haaransatz fiel: Bis zum Grunde glänzte es gleichmäßig aschblond . . .

„Ja“, flüsterte er, „du bist die Richtige, die Einzige — du bist Ethel!“

Sie wandte sich um und umarmte ihn.

„Weißt du das jetzt erst?“ fragte sie zärtlich und schmiegte sich an ihn.

„Nein, aber ich habe mich soeben wieder davon überzeugt.“

Sie hielten sich innig umschlungen. Ein leises Schluchzen erschütterte ihren Körper, der Schmerz der letzten Wochen löste sich von ihrer Seele, die sich verwundet und vereinsamt vorkam und nun Schutz und Halt bei dem Geliebten suchte. Sie preßte ihn an sich. Ein beruhigendes Gefühl der Geborgenheit überkam sie. Sie fühlte, wo ihre Heimat war — sie spürte die Wärme und Sicherheit seiner Nähe.

Und durch die Stille, die beide umgab, war es ihnen, als ob sie eine neue, hoffnungsvolle Zukunft heranrauschen hörten . . .

Ende.

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 42 Einzelnummer 15 Pf.

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Verlagspostanstalt Paderborn Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Liebe, kleine Hände ....

Skizze von Josef J. Link

Peter war in nichts so sehr verliebt wie in die Hände seiner kleinen Frau Elisabeth. Und er war nicht nur verliebt, er bewunderte sie auch, sah ihnen mit heimlichem Entzücken zu und wußte durch sie vieles von seiner jungen Frau, noch ehe sie ein Wort gesagt hatte. Sie waren ihm vertraut in jeder ihrer vielen Beschäftigungen, und er war eigentlich im tiefsten erstaunt, daß er an ihnen nie Ratlosigkeit oder Verlegenheit bemerkt hatte, wo sie doch so feingliedrig und zart, so durchsichtig und zerbrechlich, so weiß und schmal und beseelt ihm erschienen, daß er oft mit Sorge daran dachte, ob diesen geliebten Händen nicht einmal eine Bewährung aufgegeben werden könnte, an deren Schwere sie zerbrechen müßten. Zwar konnte ihnen solcher Wechsel menschlichen Geschicks nicht verschlossen sein. Dessen wurde Peter gewiß, wenn sie in abendlichen Stunden auf den Tasten des Klaviers nach einem sprudelnden Scherzo in den getragenen Ernst des Adagios sich verloren. Es hatte für ihn etwas Erschütterndes, wenn er diese feinen Hände der schwermütigen Gedanklichkeit eines Beethovenschen Satzes so vertraut sah, und er mußte sie dann hinterher lange und warm in seine breiten, starken Hände verschließen, als könnte er sie so vor etwas Schwerem bewahren, das seine wache Sorge immer für sie fürchtete. Erst wenn er die Wärme dieser feinen Hände seiner Frau Elisabeth in sich überströmen fühlte und sie die Zärtlichkeit seines Kusses sich willig gefallen ließen, lächelte er ruhig und beglückt zu ihr hinüber.

*

Aber dann war jener Tag gekommen, der Peter unter die Fahnen rief. Die kleinen Hände der Frau Elisabeth hatten leise gezittert, als sie die wenigen Dinge zusammenlegten, die Peter mit ins Feld nahm. Und dennoch mühten sie sich tapfer zu sein, das Gewohnte mit der immer gleichen Ruhe und Emsigkeit zu tun. Heimliche Tränen brannten, wenn sie niedertropften, auf ihnen wie Wunden, und Peter sah wohl, wie diese beiden Hände seiner Frau einen harten Kampf um ihre Sicherheit kämpften, er fühlte, wie schwer es für sie war, den Schmerz nicht zu verraten, wenn sie sich liebkosend auf sein Haar legten. Und er verehrte die Tapferkeit dieser kurzen Stunden und entzündete daran seinen eigenen Mut und die Kraft, einem unvermeidlichen Geschick mit Gelassenheit zu begegnen. Und siehe da, sie waren auch ruhig und warm, als er sie zum Abschied noch einmal in seine Hände schloß, die nun harte Dinge zu tun berufen waren. Dann sah er noch Elisabeths Rechte stürmisch winken, — weit zurück, wie ein Vogel, der davonflattert. Und er nahm die süße Zärtlichkeit dieses Grußes mit auf alle Wege des unerbittlichen Krieges.

Frau Elisabeth aber saß an diesem Tage allein in ihrem Zimmer, und ihre Hände ruhten im Schoße, wie sie noch nie geruht hatten, ein wenig hilflos und verzagt, unlustig und müde. Peter war fort. für den sie sich immer nur geregt hatten. Er hatte sie noch einmal fest gedrückt, und nun wollten sie nichts, als diese letzte Liebkosung auskosten und empfinden.

Doch je tiefer und haltloser sie sich der Trauer um Peter hingaben, desto mehr wurden sie des sinnlosen Nichtstuns unzufrieden und sie sehnten sich, Peters kämpfenden Händen kameradschaftlich zu sein. Und so begannen sie, die täglichen Verrichtungen wieder emsig zu bewältigen und die alte Sicherheit und Fröhlichkeit des Schaffens wiederzugewinnen Und auch für Peter fand sich so vieles noch zu tun: kleine Paketchen zu füllen und zu verschnüren, seine kurzen immer eiligen Briefe zu empfangen und an stillen Abenden selbst lange Briefe zu schreiben, ihm ohne Zittern die Sorge zu zerstreuen und das Schwere zu erleichtern. Ihm, ob er auch fern war, seine Lieblingsmelodien, die „Consolations“ von Liszt, zu spielen, als gingen die wundervollen Klänge durch die Nacht bis zu ihm. — Und auch dies taten die Hände der Frau Elisabeth ja für Peter, wenn sie sich mit vielen anderen Händen in langen Nähstunden zusammenfanden, die Nadel führten und sich viele Male mit kleinen unbedachten Stichen verletzten, so daß auf den weißen Fingern rote Blutströpfchen wie kleine Blumen erblühten. Und es waren Blumen der Aufopferung für ihn . . .

*

Wochen waren vergangen. Eines Morgens schellte es an der Haustür. Der Briefträger! Post vom Peter! Ein Telegramm? Eine bange Ahnung stieg in Frau Elisabeth auf. Und als sie das Telegramm geöffnet hatte mußte sie das Blatt mit beiden Händen fassen, damit es ihr nicht entfiel. So eine schwere Last deuchte sie diese Botschaft, daß sie selbst nun bangte, ob ihre beiden Hände das würden tragen können. Peter war im Gefecht am rechten Arm verwundet worden, so daß ihm die Hand bis unter den Ellbogen hatte abgenommen werden müssen. Er hatte die Operation gut überstanden. — Frau Elisabeth mußte immer wieder auf ihre beiden Hände schauen, und sie versuchte vergebens, sich Peter ohne die rechte Hand vorzustellen. Aber dann setzte sie sich hin und schrieb einen Brief und fügte hinzu, daß er nicht zu antworten brauchte, denn es gäbe ja nichts zwischen ihnen, das erst aufgeschrieben werden müßte, damit sie es verstünde.

Als Frau Elisabeth Peter später auf dem Bahnhof empfing, konnte sie schon lächeln und ihm ihre beiden Hände dienend entgegenstrecken. Sie ging nun helfend und hegend vor ihm her, und es gab nichts, was ihnen zu schwer und mühsam gewesen wäre. Peter sah wieder lange und schweigend den geliebten Händen zu, unter deren liebevollem Walten alle Bitterkeit sich in ihm verlor.

„Nun kann ich deine lieben kleinen Hände nicht mehr in den meinen verschließen“, sagte Peter eines Abends, und es trat der große männliche Schmerz noch einmal erschütternd in sein Gesicht.

„Das ist nun auch nicht mehr nötig“, entgegnete da Frau Elisabeth und hielt ihm ihre beiden Hände hin. „Denn meine Hände sind nun deine Hände, und sie wollen mutig und stark sein wie du, Peter!“

Da beugte er sich über diese schmalen, feingliedrigen Hände und küßte sie. Und es war nicht nur Zärtlichkeit, sondern auch tiefe Ehrfurcht in ihm.

Froh und freudig einsatzbereit

Hinter den Soldaten der Front, hinter den Männern und Frauen der Arbeit will und wird die deutsche Jugend an Pflichteifer und Opferbereitschaft nicht zurückstehen. Mit heller Freude und Begeisterung folgt sie dem Ruf der Stunde. Nicht nur auf allen Gebieten des Hilfsdienstes, auch in den verschiedensten Berufen werden die Mädel als zuverlässige Arbeitskräfte an verantwortungsvollen Stellen eingesetzt. Keine Hand bleibt müßig, wenn es Leben und Ehre des Volkes gilt. In der Feierstunde der Hitlerjugend auf dem Parteitag der Arbeit 1937 sagte der Führer: „Wenn ich euch sehe, dann weiß ich: Dieses Volk wird auch in der Zukunft seine Freiheit und damit seine Ehre und damit sein Leben verdienen!“

Foto: Mauritius

Feldpostkarte aus Polen

Laß dir sagen, Marie:
Wir sind schon tief in Polen —
ich weiß nicht, wo.
Aber zwei braune Fohlen
— wie die unsern vom vorletzten Jahr,
doch ohne den weißen Stern am Kopf —
stehn irgendwo
am Weg;
und ebenso
gehn Kräh', und Star
den Würmern in der Furche nach
Leb wohl für heut,
Marie!

Korbinian Lechner

Europas einsamster Arzt

Ein Besuch beim „Lappendoktor"

Von Alma Hedin

Die Schwester des berühmten Forschers und großen Deutschenfreundes Sven Hedin berichtet in dem nachstehenden Artikel über einen Besuch beim einsamsten Arzt Europas, den trotzdem ganz Schweden kennt: es ist der „Lappendoktor" Einar Wallquist. Die Lappen, Europas einziges Nomadenvolk, wohnen im nördlichsten Schweden, in einer ebenso großartigen wie kargen und menschenleeren Landschaft. Der „Lappendoktor" ist der einzige Arzt in einem Gebiet, das so groß wie Sachsen ist, und seine Arbeit ist naturgemäß ebenso schwierig wie interessant.

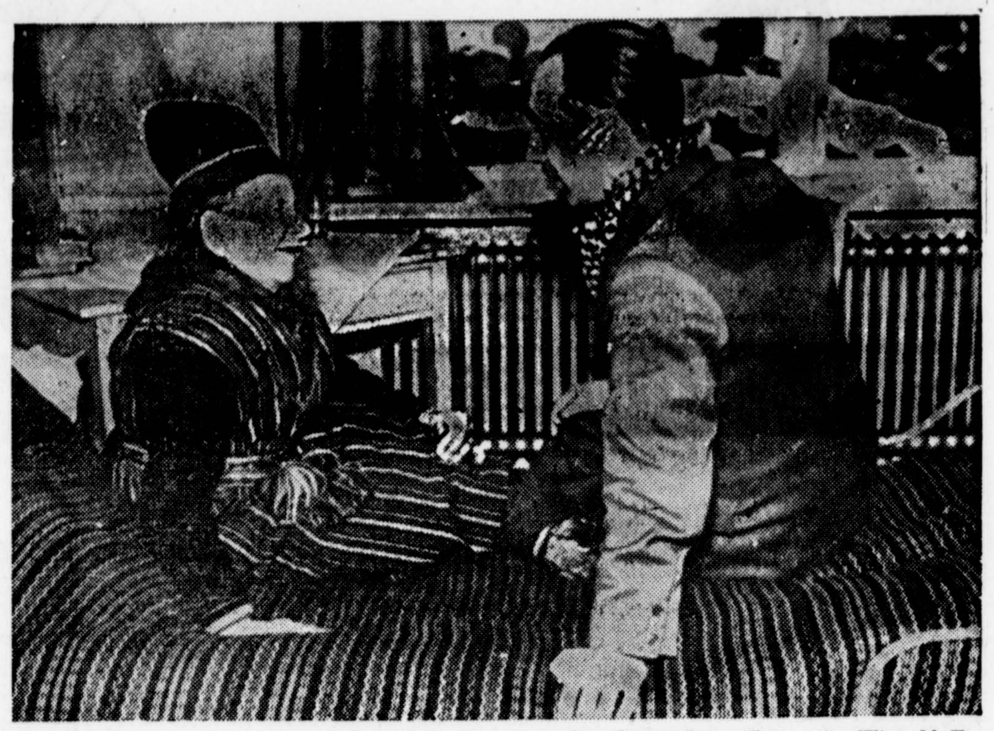
In Arvidsjaur, 18 Stunden Eisenbahnfahrt nördlich von Stockholm, holte mich Dr. Wallquist vom Zuge ab. Noch über hundert Kilometer mußten wir mit dem Auto bis zu seinem Hause im Kirchspiel Arjeplug, im nördlichen Lappland fahren. Der Eindruck der wilden und großartigen Landschaft ist unbeschreiblich. Welch Unterschied, wenn man geradewegs aus einer Großstadt kommt! Der Doktor und ich wurden in der Tür des Hauses von Dr. Wallquist's Freund Dr. Hummel empfangen, dem ich diese Einladung verdankte. In lebhaften Gesprächen verging der Abend im Heim des „Lappendoktors", dem man in seiner Kultiviertheit nichts von den Entbehrungen dieser menschenleeren Landschaft anmerkt. Unter anderem bewunderten wir einen Teil der Sammlung alten Lappensilbers, die Dr. Wallquist besitzt, es ist die größte nach der des nordischen Museums. Als wir dann noch ein wenig in das Freie gingen, sank gerade ein grünlich strahlendes Nordlicht in sich zusammen.

Das Gebiet, das von Dr. Wallquist und seinem Freund betreut wird, ist wohl das einsamste in Europa. In dem ganzen riesigen Land wohnen knapp 4000 Menschen, deren ärztliche Versorgung naturgemäß sehr schwierig ist. Die schwedische Regierung tut alles, um Dr. Wallquist zu unterstützen; so werden für besonders schwere Fälle Flugzeuge bereitgehalten, da es nicht selten völlig unmöglich ist, einen schwer Erkrankten rasch genug mit den sonst üblichen Verkehrsmitteln aus der einsamsten Wildnis ins Krankenhaus zu schaffen.

Der größte Teil von Dr. Wallquist's Distrikt wird von öden Gebirgsgebieten gebildet. Die Siedler, die zumeist einen viele Kilometer langen Weg zum nächsten Nachbar haben, verbringen ihr Leben in einem harten Kampf mit einer kargen Natur und dem rauhen Klima. Die Lappen, die Nomaden sind, gedeihen bei ihrem freien Leben ausgezeichnet; sie wollen und können es gar nicht gegen das bequemere Leben im Süden vertauschen. Ihr Leben ist für unsere Begriffe unendlich schwer, und namentlich die Sorge für die Renntiere, die eigentliche Lebensquelle der Lappen, macht enorme Mühen. Wenn z. B. auf Tauwetter scharfer Frost folgt, dann bildet sich auf dem Schnee eine Eiskruste, so daß die Renntiere nicht an das Moos können, von dem sie leben. Und wenn es in einem Winter viele Wölfe und Bären gibt, dann fallen ihnen zahlreiche Renntiere zum Opfer. Eine Renntierherde ist daher ein recht unsicheres Kapital. Sowohl die reichen wie die armen Lappen haben es wahrhaftig schwer genug. Aber sie leben ganz mit der Natur, in einer selten großartigen Landschaft, in der sie mit ihren rasch aufgeschlagenen und ebenso rasch abgebrochenen Hütten von Gegend zu Gegend ziehen. Das Nomadenleben ist mühselig, arm und groß. Doch es schafft Charaktere auf eine andere Art und Weise, als es die Zivilisation vermag. Unendlich beschwerdereich können die Wanderungen der Lappen sein. Um der Renntiere willen müssen sie umherziehen. Sie brechen immer wieder ihre Heime ab und schleppen alles, Haus und Hausrat, mit sich auf ihren kleinen Lappenschlitten. Auch die Kinder werden dort hineingebettet, während Vater und Mutter wie alle anderen Erwachsenen nebst den Hunden eine schwierige Arbeit mit dem Zusammenhalten der Herde haben. Erst kürzlich geschah es, daß eine Mutter am Ende einer Tageswanderung ihr kleines Mädchen aus dem Schlitten nahm und es kalt und steif fand. Es hatte den Umzug nicht ausgehalten und war tot.

Am zweiten Tage unseres Besuches hörten wir einer Unterrichtsstunde in der Lappenschule zu. Man trieb Heimatkunde. Die Kinder waren bewundernswert in allem beschlagen, was Lappland betraf, namentlich Weideplätze der Renntiere, sowie die hierauf bezüglichen Gesetze und Verordnungen. Ihr Schwedisch war gut. In ihren praktischen und hübschen Trachten sahen die Kinder ganz reizend aus. Ein Mädchen hatte einen ungewöhnlich geschmackvollen, eleganten hellbraunen Pelz, der aus den Fellen von Renntierkälbern hergestellt worden war. Als ich den Doktor fragte, ob ich hier wohl einen solchen Pelz kaufen könnte, lachte er über meine Unkenntnis der Lebensgewohnheiten der Lappen. Um nichts in der Welt würde ein Lappe ein Renntierkalb schlachten, nur um sein Fell zu erhalten. Nur wenn ein Kalb sich ein Bein bricht oder etwas ähnliches geschieht, wird es geschlachtet. Ein reicher Lappe nun, der große Herden besitzt, bekommt im Laufe der Jahre schließlich einmal so viel Felle zusammen, daß er seiner Tochter daraus einen Pelz machen kann.

Im Laufe seines Besuches erzählte mir der Lappendoktor auch, wie er zu seiner einzigartigen Stellung gekommen ist. Ursprünglich hatte Dr. Hummel Arjeplug für Dr. Wallquist entdeckt. Er hatte als Praktikant diesen einsamen Ort in Lappland kennengelernt und riet später Dr. Wallquist, dahin zu gehen. Dr. Hummel kannte also noch die Zeit „ehe der Doktor kam". Damals gab es weder ein Krankenhaus noch andere Möglichkeiten, weder ein Instrument oder sonstige Hilfsmittel. Ein Schrank voll alter Medizinflaschen: das war alles. So mieteten die beiden Freunde ein Zimmer bei der Hebamme des Kirchspiels, die ihnen auch zur Hand gehen mußte. Zunächst kamen fast überhaupt keine Patienten. Das Volk war es nicht gewöhnt, einen Arzt aufzusuchen und zögerte gewöhnlich damit solange,



Dr. Wallquist im Gespräch mit einer Patientin, einer alten Lappenfrau. Foto (1): Wiss. N.-Z.

bis es zu spät war und alle Kunst nichts mehr auszurichten vermochte. Wie hat sich das gewandelt. Heute versäumt kein Lappe die Gelegenheit, den Doktor aufzusuchen, denn ein Besuch bei ihm ist das schönste, was man in dieser Gegend haben kann. Das geringste Unwohlsein dient als Vorwand für einen Besuch. Dadurch kommen allerdings auch viele ernsthafte Erkrankungen von Anfang an in Behandlung. Ich sah mir das Krankenhaus Dr. Wallquists an. Alle Patienten in den Krankenzimmern werden froh, wenn sie den Doktor die Tür öffnen sehen. Aber wie kann er nur allein mit all dem fertig werden? Außer den Leuten, die im Hause lagen, fand ich zahlreiche Lappen jeglichen Alters, die auf die Behandlung warteten oder sich, ehe sie zur Arbeit südwärts in die großen Wälder gingen, untersuchen lassen wollten. In dem kleinen Epidemiehäuschen war ebenfalls alles belegt. Im Entbindungsheim lagen junge Mütter und auch schwangere Frauen.

Am Abend verließ uns unser Wirt für einige Stunden. Zweimal in der Woche leitet er eine Gymnastikgruppe. Auf diese Weise sorgt er für die männliche Jugend. Nicht nur Gymnastik, auch Diskussionen und interessante Gespräche füllen diese Abende aus. Wir besuchten das vom Lappendoktor eingerichtete Arbeitshaus, wo 40 Jungen und Mädchen wohnen. Sie bewegten sich frei und fröhlich, und es war deutlich zu sehen, daß der Doktor diesem Heim seine Prägung gegeben hatte. Unter anderem hatte er eigenhändig die Wände der meisten Zimmer mit netten Malereien verziert.

Am letzten Abend, den ich beim Lappendoktor verbrachte, erzählte mir Dr. Wallquist einige besonders interessante Fälle aus seiner Praxis. Da ist die Geschichte des Lappen Eskil, der unbewaffnet ins Gebirge ging, um nach den Renntieren zu sehen. Völlig unvermutet traf er mitten in der einsamsten Wildnis einen Bären. Das Tier stürmte auf Eskil zu, der sich auf den Boden warf, das Gesicht in den Schnee preßte und sich tot stellte. Trotzdem fiel ihn der Bär an, wieder und wieder trafen die furchtbaren Bisse den Körper des wehrlosen Mannes. Schließlich trottete das Tier wieder hinweg, und Eskil schleppte sich den langen, schweren Weg zum Krankenhaus Dr. Wallquists, wo seine 51 Wunden verbunden wurden. Der unglaublich zähe Lappe wurde wieder ganz gesund und hat kaum einen Schaden von seiner Begegnung mit dem Bären behalten. Dr. Wallquist macht sich über die feinen Herren in den Museen drunten im Süden lustig, die den Bären schützen wollen und ihn verteidigen, indem sie behaupten, er sei gar nicht so gefährlich. Dr. Wallquist dagegen will die Lappen und deren Herden schützen und empfiehlt daher diesen Herren, die Bären doch in Stockholms Umgebung zu verpflanzen.

In einem anderen Falle hat ein kleiner Junge das Leben seines jüngeren Bruders gerettet, der sich mit einem scharfen Messer in die Lende gestoßen hatte, als er einige Pflöcke schnitzte. Dabei traf er eine Schlagader, so daß das Blut in hohem Strahl herausspritzte. Der ältere Bruder, der sich vor einiger Zeit in das Bein gehackt hatte, und dem im Krankenhaus die Wunde genäht worden war, hatte damals genau zugesehen, wie der Arzt vorging. Jetzt rannte er ins Haus, nahm Nadel und Faden, preßte die Wundkanten fest zusammen und nähte die Wunde zu. Die Blutung hörte auf, und der Bruder war gerettet. Lange Stunden dauerte es dann noch, bis der Doktor kommen konnte. Erst mußte der Vater eine Meile (in Schweden 10 km) zum nächsten Telephon laufen, um den Arzt rufen zu können der seinerseits einige schwere Meilen in der Schneeschmelze bergaufwärts zurücklegen mußte. Noch schlimmer wurde die Rückfahrt mit dem verwundeten Knaben, denn es mußte um seinetwillen sehr vorsichtig und langsam gefahren werden. Aber schließlich kam der Patient noch rechtzeitig ins Krankenhaus, und auch er konnte gerettet werden.

Ein Bauer geht zum Bruderhof

Zeitbild von Christel Broehl-Delhaes

Auf die Nachricht von der Einziehung seines jüngeren Bruders zum Heeresdienst hatte sich der Bauer Hartmann sogleich aufgemacht, von den Höhen der Eifel hinabzusteigen in die weite, gesegnete, von herrlicher Fruchtbarkeit strotzende Ebene zwischen Roer und Rhein, um seiner Schwägerin mit ihren vier Kindern beizustehen in der Sorge um Ersatz für die fehlende Arbeitskraft. Kinderlos, bewirtschaftete Hartmann, der Aeltere, mit seiner noch rüstigen und kräftigen Frau einen kleinen Hof in der Venn-Eifel, auf dem er die tüchtige Frau gut und gern einmal eine Weile allein schalten und walten lassen konte; auch sah er es für seine Pflicht an, in Abwesenheit seines Bruders dessen Sache zu vertreten.

Der ältere Hartmann also stieg von den Höhen hinab. Mit seinen friedlichen Schritten durchmaß er die Zone eiserner Abwehr, wo Bunker sich an Bunker reihte. — Befestigungswerke, auf Steinwurfweite nur voneinander getrennt, ja, manche so nah beisammen, daß von Soldat zu Soldat einander das Gewehr gereicht werden konnte; kreuzartig, sternförmig in Richtungen der Schußweite; ein geniales, kriegerisches Werk zur Verteidigung des Friedens. Endlos und in erstaunlicher Breite ziehen sich Tankfallen zwischen den Aeckern einher.

Hartmann hatte sich aufgemacht bei Tagesgrauen, nur eine kurze Mittagsrast gehalten, und jetzt ging es schon sanft auf den Abend zu. Herbstliche Laubfeuer breiteten ihren bläulichen Nebel weit über die Felder hin. Es war um die Zeit des Neumonds, und bald würde sich, da auch die kleinsten Dörfer und Höfe verdunkelten, eine lichtlose Decke über das ganze, abgeerntete Land legen. Der Fluß der Roer säumte saftige Wiesen und Aecker, und es war eine tiefe, schwere, samtige Stille über der Landschaft, die ihren Dienst getan hatte und nun ruhen wollte.

Sie wollte! Aber der Bauer, ihr Herr, hatte andere Dinge mit ihr vor. Da grub sich, nur wenige hundert Meter von dem wacker ausschreitenden Hartmann, ein Pflug in das fette, bräunliche Erdreich, warf Scholle um Scholle um, den Boden zu bereiten zur späteren Aufnahme der Wintersaat. Die helle Stimme eines Knaben gellte über das Feld, den braven Gaul anzufeuern, hier zu halten, dort zu wenden und schließlich weiterzugehen.

Der ältliche Bauer Hartmann blieb, als er nah genug herangekommen war, stehen und sah sich das an. Wie der Junge den Pflug herumwarf! Wie er ihn genau einsetzte, daß Furche neben Furche kam! Wie das Pferd gehorchte und seine Pflicht tat, als sei es an diese ungewohnte, blutjunge Hand gewöhnt! Und wie rasch das alles ging, zielsicher und ohne Anhalten. Sebastian Hartmann besann sich, wann je er einmal einen Erwachsenen und Erfahreneren mit gleicher Sicherheit und Genauigkeit hatte arbeiten sehen — —

Und wie er sich das beschaute, kam ihn ein tiefes und ehrfürchtiges Staunen an. So ein Junge, dachte er, so ein Kerl — — sieh mal einer an: solch einen Sohn möchte ich haben!

Als der Pflügende am Ende des Ackers dicht neben dem schauenden Hartmann ankam, warf er diesem große und trotzige Blicke zu, weil er meinen mochte, der Aeltere wolle ihn kritisieren. Aber Hartmann sagte nur: „Du kannst aber schaffen — —"

„Hüüü — — hott — —", kommandierte der Junge, der kaum dreizehn Jahre zählen mochte, und setzte den Pflug herum.

„Dein Vater ist wohl auch — einberufen?" fragte Hartmann.

„Ja", erwiderte der Junge, zog ab und war bald wieder weit draußen im Feld. Hartmann wartete, und als der Pflug von neuem eine Furche zu Ende gepflügt hatte, fragte er: „Ist es weit bis zum Hofe von Ludwig Hartmann?"

Der Junge schaute kurz und scharf auf, und dann sagte er: „Nein. Dort drüben!" Und er zeigte mit dem Daumen über den Rücken.

Hartmann, der Aeltere, meinte: „Mach' nicht, daß es dir dunkel darüber wird! Du kannst sonst nicht heimfinden."

Der Junge lächelte nur ein wenig und schüttelte dann den Kopf. „Ich schon. Und wenn nicht, dann Stefan!" Und er tätschelte dem Pferde kurz und zärtlich die Mähne. „Jööö! Hüüü-Hott!"

Hartmann entschloß sich nur ungern, weiterzugehen. Etwas hielt ihn fest bei diesem tapferen Jungen, an diesem Acker und in dieser Nacht. Aber er mußte weitergehen. Die Schwägerin erwartete ihn, und vielleicht sorgte sie sich, wenn er vor der Dunkelheit nicht ankam.

Da lag der Hof des jüngeren Hartmann, und bald trat der Ankommende durch das Tor und in das Haus, begrüßte die alleingebliebene Frau, die damit beschäftigt war, die beiden Kleinsten ins Bett zu stecken.

Der Onkel Sebastian Hartmann strich jedem der Blondschöpfe übers Haar, zählte und sagte: „Im vorigen Jahr waren's doch vier? Die da an der Zuckertüte lecken, das sind doch nur drei — —"

„Ach", sagte die Schwägerin und lächelte, wie der Junge auf dem Feld da eben gelächelt hatte, als Hartmann ihn nach dem Weg gefragt, „ach, der Basti fehlt noch, dein Patenkind, Schwager. Der macht uns den Rübenacker um — —", — sie blickte nach der Uhr — „aber jetzt könnt' er doch kommen — — es wird auch so früh dunkel jetzt — —", leise Sorge zitterte durch ihre Worte.

Da ging dem Onkel Sebastian Hartmann ein strahlend helles Licht auf.

„Der?" sagte er. „Der stramme Bengel, der da draußen — —", und er beschrieb die Richtung, „mit dem ‚Stefan' herumwirtschaftet, das ist euer Aeltester und mein Patenkind? Donnerwetter!"

„Wie?" fragte die Frau erschrocken. „Macht er Dummheiten? Ist es nicht richtig?"

„Nicht richtig? Das ist ein Sohn! Auf Jungens wie den können Eltern ruhig, sogar stolz sein. Ich war's auch —"

Die Hufe eines Pferdes klapperten auf dem Pflaster des Hofes, dann mündeten die Laute in den Stall, wurden aufgefangen von seiner Wärme. Sebastian Hartmann ging hinüber, wo der Basti seinen Mitarbeiter für die Nacht versorgte. Und während er dem Patenneffen die Hand auf die Schulter legte, sagte er: „Da bin ich, dein Onkel Sebastian! Ich wollte euch helfen, aber ich glaube, ich bin gar nicht so nötig. Dein Vater braucht sich nicht zu sorgen, wenn er solch einen Vertreter hat! Da wollen wir 'mal zusammen ein bißchen schaffen."

Und es ging keiner allein in die dunkle Nacht!

Die Zigaretten-Dose der Königsdragoner

Roman von Franzhans von Schönthan

Copyright by Prometheus-Verlag, Göbenzell bei München

Ueber dem Leben des blutjungen Leutnants Willy von Lerchenau im Regiment Königs-Dragoner schien ein ewig blauer, wolkenloser Himmel zu lachen, strahlte die Sonne jeden Tag von neuem mit voller Kraft. Die Gegenwart fand er berauschend, die Zukunft konnte, nach seiner unerschütterlichen Ueberzeugung nur noch Herrliches bringen.

In keines Menschen Leben schien für Mystik oder Tragik weniger Raum zu sein, als in dem dieses Leutnants von Lerchenau.

So ritt er an einem strahlenden Frühherbstmorgen in friedlichem Manöverkrieg in Kroatien als Kommandant einer Nachrichtenpatrouille dem „Feind" entgegen. Er konnte nicht ahnen, daß er seinem Schicksal entgegenritt, als er mit seinen fröhlich singenden Reitern eben ein abseits der Straße auf einem Feld biwakierendes Zigeunerlager passierte.

Leutnant von Lerchenau war zum erstenmal in seinem Leben auf diesem Manöver mit seinem Regiment in Ungarn und Kroatien. — Er selbst und seine kerndeutschen niederösterreichischen Dragoner hatten noch nie so echte Zigeuner gesehen, die scheinbar dem Innern Asiens entstammten und von denen er und seine Patrouille jetzt schon umringt waren.

Eine junge Zigeunerin, strahlend schön trotz starrendem Schmutz und notdürftigen Lumpen, die ihren strotzenden Körper den Blicken mehr preisgaben als ihn verhüllten, hatte sich zu ihm durchgedrängt. In einem wirr herausgesprudelten Kauderwelsch, zusammengesetzt aus ungarischen, kroatischen und einigen deutschen Brocken, bot sie sich an, ihm aus der Hand wahrzusagen.

Lerchenau sah lachend vom Pferd hinab in ihre übergroßen, tiefschwarzen Augen, auf die schwellenden Lippen, hinter denen schneeweiße Zähne blitzten, und erfaßte mit einem Blick die biegsame, üppige, junge Gestalt. Ja . . . dachte er übermütig . . . wenn man die Kleine vierundzwanzig Stunden lang in eine Badewanne legen könnte, das wäre etwas!

Aber schon hatte die junge Zigeunerin seine Hand erhascht, blitzschnell den Stulphandschuh abgestreift und einen Blick auf die Handlinien geworfen.

Eine alte Zigeunerhexe mit Triefaugen und zahnlosem Mund, auf einem Stock gestützt, kam mühsam herangehumpelt:

„Marikka sieht Zukunft . . . Marikka sieht ganzes Leben, schöner, junger Herr", keifte sie zu Lerchenau empor. Aber das eben noch lächelnde Gesicht der jungen Marikka hatte sich nach dem flüchtigen Blick in Lerchenaus Hand total verändert. Erschrocken starrte sie ihn an. Dann wich sie zurück und sprudelte zu der Alten gewendet einen unverständlichen Wortschwall in ihrer Zigeunersprache hervor. —

Die Alte wiegte bedächtig den Kopf:

„Lieber nix hören, schöner, junger Offizier . . . besser nix wissen" — und auch sie wandte sich langsam ab. Die junge Zigeunerin Marikka stand mit herabhängenden Armen schweigend am Straßenrand. Ihr früher lachendes, junges Gesicht erschien plötzlich düster, ihre straffe Gestalt war gebeugt, als ob sie eine schwere Last zu tragen hätte.

Dem Leutnant von Lerchenau aber machte die ganze Sache erst jetzt richtig Spaß:

„Sage, was du siehst, Marikka" — rief er sie an, griff ihr unter das Kinn und hob ihr trauriges Gesicht zu sich empor. Die junge Zigeunerin schüttelte den Kopf. Da zog der Leutnant einen großen Geldschein hervor — sehr viel Geld für eine junge Zigeunerin. — Marikka sah auch sehr begierig nach diesem Geldschein vor ihrem Gesicht, wechselte einige Worte mit der alten Hexe und sah Lerchenau fragend an:

„Marikka wird sprechen . . . aber nur, wenn du es ausdrücklich befiehlst . . . aber besser nix hören . . . besser kein Geld von dir nehmen."

Da ließ Lerchenau den Geldschein zwischen die kaum verhüllten Brüste der jungen Zigeunerin in ihr Mieder gleiten und streckte ihr abermals die Rechte hin. Marikka seufzte, faßte sehr langsam und zart, noch immer widerstrebend, nach seiner Hand. Die Dragoner umdrängten neugierig ihren Offizier. — Nun sprach Marikka monoton vor sich hin, und die Alte übersetzte:

„Marikka sieht nur Blut und Tod . . . Feuer und Brand . . . Berge von Toten . . . Tausende von Toten . . . Millionen von Toten sieht Marikka. Du selbst nicht tot. Du hoch in der Luft, höher noch als der Adler fliegt, es brennt aber auch in der Luft . . . es kracht und donnert, du stürzen, aber doch nicht tot . . . Marikka sieht keine bunten Uniformen mehr, keine Pferde, keine schönen, goldenen Helme . . . Du dann in fremdem Land krank und arm . . . Dann du plötzlich wieder reich und berühmt in der ganzen Welt . . . Viele Frauen dich lieben, von dir träumen, dich wollen . . . du aber immer traurig und ernst. Dann ganz großes Unglück! . . . Marikka sieht einen toten Mann, du ihn erschossen und du im Gefängnis! . . . Endlich du wieder frei, nicht mehr unglücklich, ja . . . du wirst dann noch einmal glücklich werden . . . sehr glücklich sogar."

Die Alte sah aus ihren Triefaugen zu dem Leutnant empor, wiegte seufzend den Kopf und schloß:

„Marikka sieht in deiner Hand großes Elend für die ganze Welt!"

Die junge Zigeunerin beugte sich über Lerchenaus Hand, küßte sie schnell, wandte sich ab und lief zu den Zelten hinüber.

Leutnant von Lerchenau hatte stumm zugehört. — Jetzt steckte er sich lachend eine Zigarette an: Donnerwetter, er war ja auf Nachrichtenpatrouille und hatte mit dieser jungen Gauklerin schon viel Zeit verloren. Einen letzten Blick warf er noch zu ihr hinüber, die sich umgedreht hatte und mit erhobener Hand traurig abschiednehmend zu ihm herüberwinkte:

„Tr-r-a-b! Marsch!" — kommandierte der Leutnant von Lerchenau.

Der Freiwilligenkorporal Hans von Zenk, der in der Schwadron der „Träumer" und „Dichter" genannt wurde, ritt neben ihm:

„Herr Leutnant, ich habe alles mitgeschrieben, was die junge Zigeunerin gesagt hat" — und er reichte dem Leunant einen Zettel aus seinem Meldeblock hinüber, den Lerchenau nachlässig und lachend einsteckte:

„Komisch, Zenk, was?" — und noch immer lachte der Leutnant von Lerchenau, aber sein Lachen klang nicht mehr ganz echt, und die Zigarette hatte plötzlich einen gallebitteren Geschmack.

„Es gibt eben Dinge zwischen Himmel und Erde" — murmelte der Freiwillige von Zenk vor sich hin und sah in diesem Augenblick trotz seines hohen Helmes gar nicht sehr soldatisch aus.

Da krachten drüben, vom Rand eines kleinen Gehölzes, einige Schüsse. Für den Leutnant von Lerchenau im einzig richtigen Moment. Das war der Feind! . . . Ran an den Feind! . . . Lerchenau riß den Säbel aus der Scheide:

„Ergreift den Säbel!" — erscholl sein Kommando. „Aufschwenken! . . . Galopp! . . . Attacke! . . . Marsch! Marsch! . . . Hurra! . . ."

Der Boden dröhnte, die Luft sauste, die Pferde schnaubten in den Gebissen, Sattelzeug knirschte, Säbel klirrten . . .

Hurra! . . . die schwache feindliche Patrouille war im Nu verjagt, mit ihr auch der Spuk, den die kleine Zigeunerin heraufbeschworen hatte —, und die Sonne schien wieder so strahlend hell wie früher.

*

Diese kleine Manöverepisode mit der jungen Zigeunerin Marikka sollte der Leutnant von Lerchenau in seinem ganzen Leben nicht mehr vergessen. —

Der erste Teil ihrer Prophezeiung war unheimlich schnell und Wort für Wort eingetroffen.

Nicht einmal ein Jahr war seit diesem Manövertag verstrichen, als im scheinbar tiefsten Frieden zwei Schüsse in dem kleinen weltentlegenen Städtchen Serajevo krachten, die das Trommelfeuer des Weltkrieges auslösen sollten. —

Und wieder reitet der Leutnant von Lerchenau an der Spitze seiner Dragoner, aber diesmal in Feindesland, einem übermächtigen Feind entgegen. An seiner Seite reiter der damalige Freiwillige, „Träumer und Dichter", der jetzige Wachtmeister der Reserve von Zenk!

Da krachen aus einem Wäldchen plötzlich Schüsse, aber diesmal singen und pfeifen scharfe Geschosse um ihre Köpfe:

„Ergreift den Säbel! . . . Aufschwenken! Galopp! . . . Attacke! . . . Marsch! Marsch! . . . Hurra . . ." kommandiert der Leutnant von Lerchenau, genau so wie damals.

Eine schwache, zum Feuergefecht abgesessene Kosakenpatrouille, die das Wäldchen besetzt hält, ist im Nu teils niedergemacht, teils verjagt.

Aber neben dem Leutnant im Grase liegt der junge Wachtmeister von Zenk mit einem kleinen, runden Loch im Helmschirm und mitten in der Stirn! Ein verwundertes Lächeln steht in seinem Gesicht, und seine letzten, am Ohr von Lerchenau gehauchten Worte sind:

„Erinnerst du dich noch an Marikka, die junge Zigeunerin? . . ."

Ja . . . Lerchenau erinnerte sich noch, und er sollte sich sein ganzes Leben oft und oft an Marikka erinnern, an die junge Zigeunerin, die die Zukunft sah.

*

Er hatte an sie gedacht, als er selbst schwerverwundet, von allen Aerzten aufgegeben, und dann doch wieder mit dem Leben davongekommen war.

Er hatte an sie gedacht, als er der berühmte Kampfflieger und Kommandant des nach ihm benannten Jagdgeschwaders „von Lerchenau" geworden war. Dreitausend Meter hoch im Luftkampf abgeschossen, brennend abgestürzt und wie durch ein Wunder durch den Fallschirm im letzten Augenblick dem sicheren Tode entronnen. —

Er hatte an sie gedacht, als er die höchste österreichische Kriegsauszeichnung, den Maria-Theresien-Orden und das deutsche E. K. I erhielt — als man ihm, wenn er auf kurzem Urlaub von der tobenden Front in die Heimat kam, zujubelte und die begeisterten Menschen ihn sich gegenseitig als Helden zeigten.

Er hatte an Marikka gedacht bei dem furchtbaren Ende, dem allgemeinen Zusammenbruch dem Chaos gegenüber. — Gestern noch ein gefeierter Held, heute ein vom Mob verlachter, von einer Schmarotzer- und Drückebergerbande bespöttelter, berufslos gewordener Offizier.

Er hatte Marikkas große, traurige Augen vor sich gesehen, als er nahe daran war, an sich und der Welt zu verzweifeln. Er hatte aber doppelt stark an die junge Zigeunerin denken müssen, als dann nach langer, schwerer Leidenszeit plötzlich „das Wunder" geschah!

Ja, über Nacht war er zu einem neuen Beruf und damit zu einem neuen Leben entdeckt worden. Ein lächerlicher Zufall schien es, als er in der riesigen Millionenstadt im Gedränge der Straße sich plötzlich einem Jugendfreund gegenübersah, der eben aus den Tropen zurückgekehrt war, wo er als Regisseur einer Filmgesellschaft einen Großfilm gedreht hatte.

Wie dann alles Weitere gekommen war, wußte Lerchenau später dann selber nicht mehr, als er plötzlich im grellen Scheinwerferlicht vor einer Kamera stand und wochenlang wie in einem Traum nachtwandlerisch einfach das tat, was eine Rolle ihm vorschrieb.

Als er sich nach vollendeter Arbeit und dem ungeheuren Erfolg selbst auf der Leinwand sah, konnte er nur staunen und verwundert den Kopf schütteln. Also auch das hatte Marikka gesehen, wie es auf dem verschmutzten blutigen Zettel des Meldeblocks seines toten Kameraden von Zenk zu lesen war, den Lerchenau die ganzen Jahre hindurch aufbewahrt und wie ein Heiligtum gehütet hatte:

„. . . dann du plötzlich wieder reich und berühmt in der ganzen Welt, viele Frauen dich lieben, von dir träumen . . ."

Lerchenau mußte bitter lächeln . . . „Du berühmt" . . . War er das nicht schon einmal gewesen in ernster, schwerster Zeit? . . . Jetzt war er es wieder, wenn auch auf ganz andere Art. Der neue Vertrag, den er in seiner Tasche trug, bewies es.

Sein eigenes überlebensgroßes Bild blickte von grellen Plakaten der großen Lichtspielhäuser spöttisch lächelnd — wie es ihm wenigstens schien — auf ihn herab. Zuckende, blendende Lichtreklame schrie seinen Namen über die drängende Menge hin.

Er wurde angestaunt und angestarrt . . . ob seine grauen Schläfen echt oder gefärbt, ob seine markanten Falten geschminkt, ob er wirklich so groß und so schlank, wie er auf der Leinwand wirkte, auch im Leben war. Er wurde von Reportern verfolgt und ausgefragt — von wildfremden Menschen mit Geschenken überhäuft und eingeladen. Die Zeitungen schrieben begeistert von einem völlig neuen, idealen, reifen Männertyp und von ganz großer, schlichter und edler Kunst!

„Kunst . . .?" dachte Lerchenau verwundert und beschämt, als er dies las . . . ich kann doch gar nichts! Ich bin doch einfach nur da, so wie ich eben bin. Unzählige Briefe unbekannter Frauen erreichten jetzt auch plötzlich den gestern noch völlig einsamen Mann.

Zu stolz, seinen in ernster, schwerer Zeit weltbekannt gewordenen Namen jetzt zu wilden Reklamezwecken ausgenützt zu sehen, nannte er sich von nun ab nach seiner Mutter „Willy von Pfeil!"

I.

„Achtung! . . . Licht! . . . Aufnahme!"

Die Jupiterlampen im Filmatelier flammten leise zischend auf:

In einem kleinen, mit schäbiger Eleganz möblierten, spärlich erleuchteten Zimmer eines Bahnhofshotels saß vor einem Schreibtisch in sich zusammengesunken ein Offizier.

Er mußte das Zimmer erst vor ganz kurzer Zeit betreten haben, denn sein kleiner Feldkoffer stand noch ungeöffnet neben der Tür. Unüberwindliche Müdigkeit hatte ihn scheinbar in den Stuhl sinken lassen. Die feldgraue Uniform, die dieser Rittmeister mit dem Fliegerabzeichen trug, war zerknittert, verschmutzt, und man sah es dem Mann an, daß er tagelang nicht aus den Kleidern gekommen war. Die schwere Armeepistole hatte er noch umgeschnallt, die Feldkappe war ihm vom Kopf geglitten und lag hinter ihm auf dem Boden. Die Ellbogen auf die Knie gestützt, die Fäuste ineinander verkrampft, saß er mit tief herabgesunkenem Kopf und stierte vor sich hin.

Der Blick seiner müden Augen spiegelte Verzweiflung und Hilflosigkeit wider und stand in einem fast unerklärlichen Kontrast zu dem rassigen, ungeheuer energischen Gesicht mit dem kantigen Kinn.

Durch das geöffnete Fenster quoll wüster Lärm, Singen und Johlen von draußen herein. Auch vereinzelte Schüsse krachten, dann schwoll das Gejohle zu einem wilden Orkan an.

Da erwachte der Rittmeister aus seinem Brüten. Mühsam richtete er sich auf, schüttelte sich, schritt zum Fenster und warf es klirrend zu. Dann trat er zum Schreibtisch zurück, nahm von der Platte einen großen Bogen bedrucktes Papier und las noch einmal leise vor sich hinmurmelnd mit bebenden Lippen den einen Satz dieser Proklamation, der ihn niedergeschmettert hatte:

„. . . und somit entbinde ich die Offiziere meiner alten Armee ihres Fahnen- und Treueides . . ." Wieder wurden die Augen des Rittmeisters starr. — Er dachte an die Front, die noch vor einigen Tagen unerschüttert stand, in dem gigantischen, übermenschlichen Ringen gegen eine Welt von Feinden. Er dachte des endlosen Zuges der Toten und an das Heer grauenhaft verstümmelter und für das Leben untauglich und unbrauchbar gewordener Krüppel. — Er dachte an diese über jedes Maß gehenden Leistungen eines Millionenheeres namenloser Helden . . . und, daß dieses alles umsonst gewesen sein sollte? . . . Ja, alles umsonst!

Der eigene junge Monarch, der jetzt seine Offiziere des Eides entband, war zum Verräter am Bundesgenossen, am Blutsbruder geworden, ein Schimpf, der aus der Weltgeschichte überhaupt nicht mehr zu tilgen war.

Langsam glättete der Rittmeister den zerknüllten Bogen vor sich auf der Schreibtischplatte. Dann riß er mit einem wilden Ruck das rotweiße Band mit dem leuchtenden Kreuz des Maria-Theresien-Ordens aus dem Knopfloch, löste von der linken Brust das stählerne E. K. I und die lange Ordensspange, an der jedes einzelne Band von einer Kette persönlicher Heldentaten Zeugnis ablegte. — Er warf dies alles plötzlich vollkommen sinnlos Gewordene auf den Tisch und wickelte es in das beschmutzte Papier der Proklamation ein, so wie man Abfälle notdürftig einpackt, um sie auf einen Schutthaufen zu werfen:

„. . . Alles umsonst!" — sprach er dumpf vor sich hin — „Aus! . . . Alles endgültig aus . . .!"

„Aus!" . . . ertönte in diesem Augenblick eine laute Stimme.

Im Filmatelier erloschen die zahlreichen Jupiterlampen, die diese Szene mit ihrem unwirklich grellen Licht überfluteten mit einem Schlag.

„Pfeil, wunderbar haben Sie diese Szene gespielt, einfach wunderbar!" — sagte der Spielleiter. Die ungeheure Spannung, die eben noch über der Tonfilmhalle 4, der größten der Gesellschaft und damit einer der größten Europas, gelegen hatte, löste sich langsam, zitterte noch abebbend in dem kolossalen Raum nach.

Der Darsteller des Rittmeisters Willy von Pfeil, stand noch einen Augenblick vor dem Tisch, fuhr sich wie aus einem Traum erwachend mit der Hand glättend über die Stirn und das Haar, und seine Augen hatten auch jetzt noch diesen verzweifelten, hilflosen Ausdruck. — Behutsam, beinahe liebevoll wickelte er die Orden aus dem Papier wieder aus und steckte sie in seine Tasche.

Ein älterer, etwas beleibter Herr drängte sich durch die Atelierarbeiter, Beleuchter, Komparsen und alle die unzähligen Leute zu dem Darsteller durch.

„Fabelhaft, mein lieber Pfeil, also fabelhaft . . . solche Szene spielt Ihnen auch in Amerika keiner so nach!" — und der gestrenge Produktionsleiter Degenhardt, von dem noch niemals jemand gehört hatte, daß er etwas „fabelhaft" fand, schüttelte dem Darsteller beide Hände.

Willy v. Pfeil wehrte bescheiden, wortlos ab: . . . Wunderbar gespielt . . ., fabelhaft gespielt . . ., hatten Regisseur und Produktionsleiter gesagt! . . . Ja, diese Leute vom Bau, die die Verantwortung für diesen Großfilm trugen, hatten von ihrem Standpunkt aus vollkommen recht — für sie hatte er ja nur „gespielt"! Vielleicht war das ganze Leben eben auch nur ein meist grausames, verzweiflungsvolles Spiel. Vielleicht war er selbst einer von denen, die es immer zu ernst genommen hatten und es auch heute noch viel zu ernst nahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Mädel und Jungen springen ein

Mit dem Bauer in einer Front — Deutschlands Jugend bei der Erntehilfe

Auf der Fahrt durch das herbstliche Land sieht man jetzt allenthalben die Kolonnen der Kartoffelbuddler auf den Feldern, die Wagen fahren hochgetürmt mit Säcken in die Scheunen, und der Bauer schuftet vom Morgengrauen bis lange nach Sonnenuntergang, um die Hackfrüchte hereinzuschaffen und die neue Aussaat in den Boden zu bringen. Das Los der auf dem Lande arbeitenden Menschen ist jetzt nicht leicht. Durch den Entzug von Spanntieren und Schleppern und die Einberufung eines Teiles der schon vorher knappen Arbeitskräfte sind die Aufgaben ins Unendliche gewachsen. Aber der Bauer weiß, daß er nur dank einer starken Wehrmacht seiner friedlichen Arbeit nachgehen kann und in der Heimat an der nicht minder wichtigen Front der Ernährungssicherung steht.

In diesem Kampf, dem Boden jetzt erst recht so viel Erträge wie irgendmöglich abzuringen, ist jede Hilfe willkommen. Der weibliche Arbeitsdienst, freiwillige Helfer vom BDM. und HJ. und sonstige Arbeitskräfte aus der Stadt, die sich oft aus eigenem Antrieb auf einem Hof einfinden, werden insbesondere bei der Hackfruchternte und bei leichteren Arbeiten eingesetzt. Von ihnen kann man freilich keine volle Landarbeiter-Leistung verlangen, aber wo man auch hinkommt, hört man immer wieder ein Lob auf diese Jungen und Mädel, die sich mit Feuereifer in die ihnen doch vollkommen ungewohnte Arbeit stürzen.

*

Auf einem großen Kartoffelschlag holt der Bauer mit seinem Kartoffelroder die Knollen aus dem Boden, und eine Anzahl Hitlerjungen, Schüler höherer Lehranstalten, ist mit dem Auflesen beschäftigt. Die Jungen sind abenteuerlich angezogen, denn jeder hat irgendwelche alten Klamotten von zu Hause mitgebracht, die er gerade greifen konnte. Da läuft einer in Vaters langen Hosen herum, die ihm viel zu groß sind, ein anderer hat irgendwo Drillichzeug ergattern, während die meisten alte Sportkleidung und Trainingsanzüge tragen.

Die in langer Reihe auf dem Boden kauernde Schar ist lustiger Dinge und singt im Chor die neuesten Lieder. „Uns geht es ganz prima hier", sagt der Führer der Jungen, „wir schlafen und essen in einem rasch eingerichteten Gemeinschaftsraum und erhalten sogar eine Entlohnung, die in eine gemeinsame Kasse kommt. Davon wird dann so allerhand gekauft, was wir alle brauchen können. Wahrscheinlich wird es zum Schluß für ein großes Fahrtenzelt und einen Fußball reichen, den wir uns schon lange gewünscht haben." „Ja, die Jungen gehen ganz groß ran, das kann man nicht anders sagen", meint der Bauer und zieht weiter seine Reihen. Und ein Junge mit keß übers Ohr gezogener Mütze ruft: „Na los, weiter, laßt euch von den fremden Männern nicht erschüttern!" Worauf wir Störenfriede von dannen ziehen.

Hier steht die Frau ihren „Mann". Anna führt den Schlepper und pflügt eine saubere Furche

*

Einige Kilometer weiter treffen wir BDM.-Mädel beim Zwiebelschneiden. Das ist nun eine sehr eintönige Arbeit, und ein Mädel berichtet, daß ihm schon nachts die Zwiebeln im Traum erscheinen. „Und glauben Sie, wir haben uns noch nie auf einen Sonntag so gefreut wie jetzt", sagt Gretel, die eben erst ihr Reifezeugnis zuerkannt bekommen hat. „Zum erstenmal", fährt sie fort, „sehen wir, wie die Bauersfrau in Wirklichkeit lebt und lernen ihre allzu zahlreichen Pflichten kennen. Dort hinter uns kniet die Bäuerin ebenso wie wir ihre 10 Stunden auf dem Feld. Dann hat sie aber schon vorher das Vieh versorgt und abends muß sie nochmals in den Stall zum Melken und Füttern. Die Sorge um die Kinder hat ihr ja nun eine Kameradin von uns abgenommen, doch im Haushalt gibt es immer noch viel zu tun, was die Hausfrau selbst machen muß. Wir helfen ihr, wo wir nur können, und doch ist sie täglich 16 Stunden bei der Arbeit."

Zwiebelschneiden ist für ein Mädel aus der Großstadt nicht alltäglich, aber, wie man sieht, lernt es sich bald

Hier geht den Mädels das stille Heldentum auf, das die Frau auf dem Lande ohne viel zu reden auf sich nimmt. Eine freiwillig zur Erntehilfe gekommene Stenotypistin sagt: „Ich hätte eine solche Kraft keiner Frau zugetraut und kann nur beschämt mein bescheidenes Teil zur Unterstützung beitragen. Doch ich werde immer wieder kommen, sobald ich Zeit habe." So arbeitet heute das junge Deutschland geeint im Widerstand gegen jene teuflischen Blockadeabsichten, die sich gegen Frauen und Kinder richten.

Karl Möller

Liebe auf den ersten Blick. Die Mädel aus der Stadt haben schnell Freundschaft mit den Tieren geschlossen

Ein Kartoffelkorb ist keine Büchertasche; aber diese Jungen beweisen, daß sie arbeiten und helfen können.
Fotos: Landwirtschaftlicher Bilderdienst

Wally wählte zwei Stunden lang im Buchladen. Endlich wandte sie sich an den verzweifelten Verkäufer: „Wissen Sie, das Buch braucht nur sechs Zentimeter dick zu sein, damit ich es unter den Flügel legen kann — der wackelt nämlich!"

Ueberlistet

„Was kann ich gegen einen Jungen unternehmen, der meine Fensterscheibe eingeworfen hat?" fragte Herr Malo den Rechtsanwalt.

„Gegen den Jungen nichts, aber seinen Vater können Sie belangen."

„Prächtig!" sagte Herr Malo. „Hier ist die Rechnung über fünf Mark. Ihr Junge hat nämlich meine Scheibe eingeschlagen!"

„Sehr gut!" sagte der Rechtsanwalt. „Und da meine Auskunftsgebühr zehn Mark beträgt, dürfte ich wohl um die restlichen fünf Mark bitten!" (Koralle)

*

Hausherr zum Mädchen: „Falls jemand kommen sollte, sagen Sie, ich sei geistig beschäftigt und möchte nicht gestört werden."

Mädchen zum ankommenden Besuch: „Mein Herr ist geistig gestört und wünscht nicht beschäftigt zu werden." (Woche)

*

„Sie haben es ganz aufgegeben, über die Hüte Ihrer Frau zu lachen?"

„Ja! Je mehr ich darüber lachte, um so überzeugter war sie, daß sie das richtige getroffen hatte!" (Berl. Illstr. Ztg.)

*

Otto saß im Kino.

Vor Otto saß eine Dame. Mit einem Riesenhut.

Otto tupfte sie von hinten an:

„Verzeihen Sie — der Hut — ich habe zwei Mark für meinen Platz bezahlt —"

Die Dame: „Kein Grund, lieber Herr! Ich habe dreißig Mark für meinen Hut bezahlt!"

*

Vor Veronika ist nichts heilig. Einmal sagte sie: „Susi hat sich neulich photographieren lassen!"

„Ach, ist das Bild gut geworden?" fragte die Freundin.

„Ich glaube sehr ähnlich! Sie hat es nämlich noch keinem gezeigt!"

*

Der Film war zu Ende. Die Lampen flammen wieder auf. Da wendet sich eine Dame zu dem hinter ihr sitzenden Herrn um und sagt: „Ich begreife gar nicht, weshalb Sie, als es finster war, meine Hand gestreichelt haben?"

Darauf entgegnete der Herr: „Offen gestanden, jetzt, bei Licht, begreife ich es auch nicht!"

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn. — Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann: Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

Ehe willige wenden sich seit 20 Jahren m. Erfolg an unsere zuverlässige, diskr. arbeit. Einrichtung Auskunft kostenlos
Neuland- [illegible] und R Herne Fach 153

Vergrößern Sie Ihren Kundenkreis durch die Anzeige in unserer Zeitung

Raucher
Einfache Abgewöhnung Präm. m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos H. Goth Nürnberg S-R 46

Werbung schafft Arbeit

8. Jahrg. – Nr. 43 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 22. Oktober 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Wilhelm Tell auf dem Dorfe

Gleich in den ersten Tagen unseres kurzen Urlaubs in dem kleinen Dorf, dessen schiefergedeckte Häuschen hingeduckt in dem schmalen Spalt eines Rheinseitentales behaglich eingebettet liegen, erfuhren wir von dem bevorstehenden Ereignis, das schon seit geraumer Zeit die ganze Dorfgemeinde, vor allem aber die Kinder, in beängstigende Erregung und hochgespannte Erwartung versetzte. Eifrig beratend wie die Alten und ebenso von der Wichtigkeit ihrer Versammlungen fest überzeugt, sahen wir immer wieder die Kinder unter der Linde vor der Kirche beisammenstehen. Als wir schließlich neugierig uns erkundigten, was es denn gäbe, antworteten sie mit großem Stolz und Eifer: „Wir spielen — Wilhelm Tell!" — „Was? Ihr?" — Ungläubig sahen wir die kleine Versammlung an, deren jüngstes Mitglied sicher nicht mehr als sieben Lenze zählen mochte. Da drängte sich aus der Schar ein kleiner stämmiger Knirps hervor, packte mit festem Griff ein hölzernes Schwert, das ihm an der Seite niederhing, sah uns kampfesmutig an, als müsse er die Ehre eines ganzen Stammes verteidigen, und sagte forsch: „Jawoll, wir spielen den Wilhelm Tell mit unserer Schule! — Kannst ja kommen, wenn du's nicht glaubst!" Mit einem liebenswürdig-schmeichelnden Lächeln fuhr er dann fort: „Vielleicht kannst du gleich zwei Karten kaufen." Sprachs, kramte in seinen Taschen und förderte endlich eine Anzahl zerknautschter Zettel ans Licht, die er nun zu glätten und uns anzubieten suchte. „Was habt ihr denn für Preise?" — „Erster Platz kostet 60 Pfennig und zweiter 40 Pfennig! Die ersten Plätze kriegen Stühle, die anderen nur Bänke", lautete die erklärende Auskunft. Wir entschlossen uns für die Stühle und sahen nun dem Abend mit nicht geringerer Spannung entgegen als in jener Zeit, da mit Schillers „Wilhelm Tell" sich uns zum ersten Male die Tore des Theaters öffneten.

Der größte Saal im Dorfe, der noch dazu eine richtige kleine Bühne mit Kulissen sein eigen nennt, befindet sich in dem Gasthof „Burg Sickingen".

Wir also sitzen hier in diesem Saal, der kaum mehr als hundert Leute faßt. Auf der kleinen Empore rechts oben neben der Bühne, von wo wohl ansonsten die Dorfmusik sich produziert, kleben die kleinen Helden und Heldinnen in dichten Trauben. Lampenfieber scheint die Herzchen nicht zu bedrücken und zu ängstigen — nur freudige Erwartung strahlt aus hellen, klaren Gesichtern. — Eine Hausklingel schrillt. Der Vorhang hebt sich — einseitig zunächst: Ein unvorhergesehener technischer Defekt steht seiner glatten „Entfaltung" hemmend im Wege. Nach einigem Zurren jedoch hängt er, schön gerafft, in dunkelroter Pracht da, wo ein hochgezogener Vorhang eben hingehört. Und nun beginnt ein Schauspiel, dessen Eindrücke durchaus nicht leicht abzutun sind.

Mit einem Schlage sind wir zurückversetzt ins Kinderland: Kleine, lebhafte Wesen, denen Theaterspielen höchste Wonne bedeutet, und die der Mutter eines bunten Rockes oder einer fantastischen Kopfbedeckung wegen tagelang bettelnd in den Ohren liegen. Aber hinter dem wiedererweckten kindlichen Empfinden steht der große, der erwachsene Mensch und lächelt — nicht kritisch, auch nicht herablassend, nein, in freudiger Güte, und dieses Lächeln wächst zu herzerquickendem Leben da, wo die Gegensätze zwischen Schillerschem Gedankeninhalt und dargebotener Form unvermeidlich wie schlecht abgestimmte Glöckchen vom Winde wahllos aneinander geworfen werden.

Denn wem spränge nicht ein glückliches Lachen vom Munde, wenn er Geßler erscheinen sieht — in Makko-Unterhosen! Ja, sagen wir es laut und offen: in Unterhosen! Uebrigens gar keine schlechte Idee, die „Unaussprechlichen" des männlichen Geschlechtes als Ersatz für die schenkelbedeckenden Seidentrikots des Mittelalters zu verwenden. Zumal, wenn dicke Wollsocken unten die schmähliche Kürze verdecken. Die Sonntagskrawatte ziert die Brust. Den „zarten" Knaben umschlottert ein knallgelbes Wams, das im Verein mit giftgrünem, federgeziertem Barett durch die Farbe schon den Charakter seines Trägers kennzeichnet.

Wer sah schon als gramgebeugten Walter Fürst, für sein Enkelkind bittend, ein zwölfjährig Mädelchen mit mehlbestaubter Haarmähne? Oder einen weiblichen Stauffacher mit zierlich-feinem, pagenkopfumrahmten Gesichtchen? — Das aber lag den Buben wohl am meisten, mit Schild und Lanze bewaffnet, die braunen und blonden Schöpfe mühsam unter Sturzhauben aus Sackleinwand gebändigt, in rauhen Tönen das Volk zur Ordnung zu rufen. Und Bruno, des Gastwirts Sohn, trug seinen Hut auf langer Stange mit einer Feierlichkeit, als sei es nicht ein Popanz, sondern die Standarte des Vaterlandes selbst, die in die Schlacht getragen werden soll.

Noch nie sahen wir Geßler'n so bollernd und so böse! Ersetzte doch der gute Knabe, dessen Hauptstärke im Privatleben — wie man später hinter den Kulissen erfuhr — in einer grenzenlosen Faulheit liegen soll, die Lücken seines Gedächtnisses und die daraus ersprießende Ungenauigkeit des Dichtertextes durch ein schier ungebändigtes Temperament! Nicht allein, daß er ständig wie ein Löwe kreuz und quer über die Bühne fegte, auch seine Arme gaben keine Ruh'; auf und nieder jagten die Schultern wie unter der Uebermacht seelischen Druckes. Sein Gesicht aber verbarg er — wie auch die meisten dieser kleinen tapferen Vaterlandsbefreier — ebenso hartnäckig wie unbekümmert. Am überzeugendsten sein Tod — sichtlich erleichtert, ja, fast mit Wohlbehagen, streckte er alle Viere von sich, „mitten ins Herz vom Pfeil getroffen!"

Sein großer Gegenspieler Wilhelm Tell — vielleicht schon 14 Jahre alt — war weitaus ruhiger, wie es sich ja für einen „braven Mann" geziemt. Das weiße Hemd geschmückt mit einem breiten, bunt gestickten Hosenträger, stand er trutzig Fuß bei Fuß und „entledigte sich" wacker seines Textes. Unbeschwert von den gedanklichen Hintergründen seiner Rolle überstürzte er sich in seinen Versen zuweilen wie ein blubbernder Gebirgsquell, den ein starkes Gefälle unerbittlich zu Tag treibt.

Nicht minder trutzig Hedwig, seine liebe „Ehewirtin", ein zehnjährig Ding, mit dunkler Haarkrone über dem reinen Gesicht gar lieblich anzuschaun, das da saß und strickte, während ihr zu Füßen ihre Büblein kauerten, von denen einer trotz seines kindlichen Alters der Mutter bereits über den Kopf gewachsen war. Mütterliche Sorgfalt und heimliche Angst klangen überraschend aus des Kindes Worten: „Bleib weg von Altdorf! — Bleib heute nur dort weg! Geh lieber jagen!" Hier verstand das Kind, was es sagte. So hatte es selbst wohl schon die Mutter zum Vater sagen hören, wenn er spät nachts noch in den Wald gehen wollte, um nach dem Schaden des Windbruchs zu sehen.

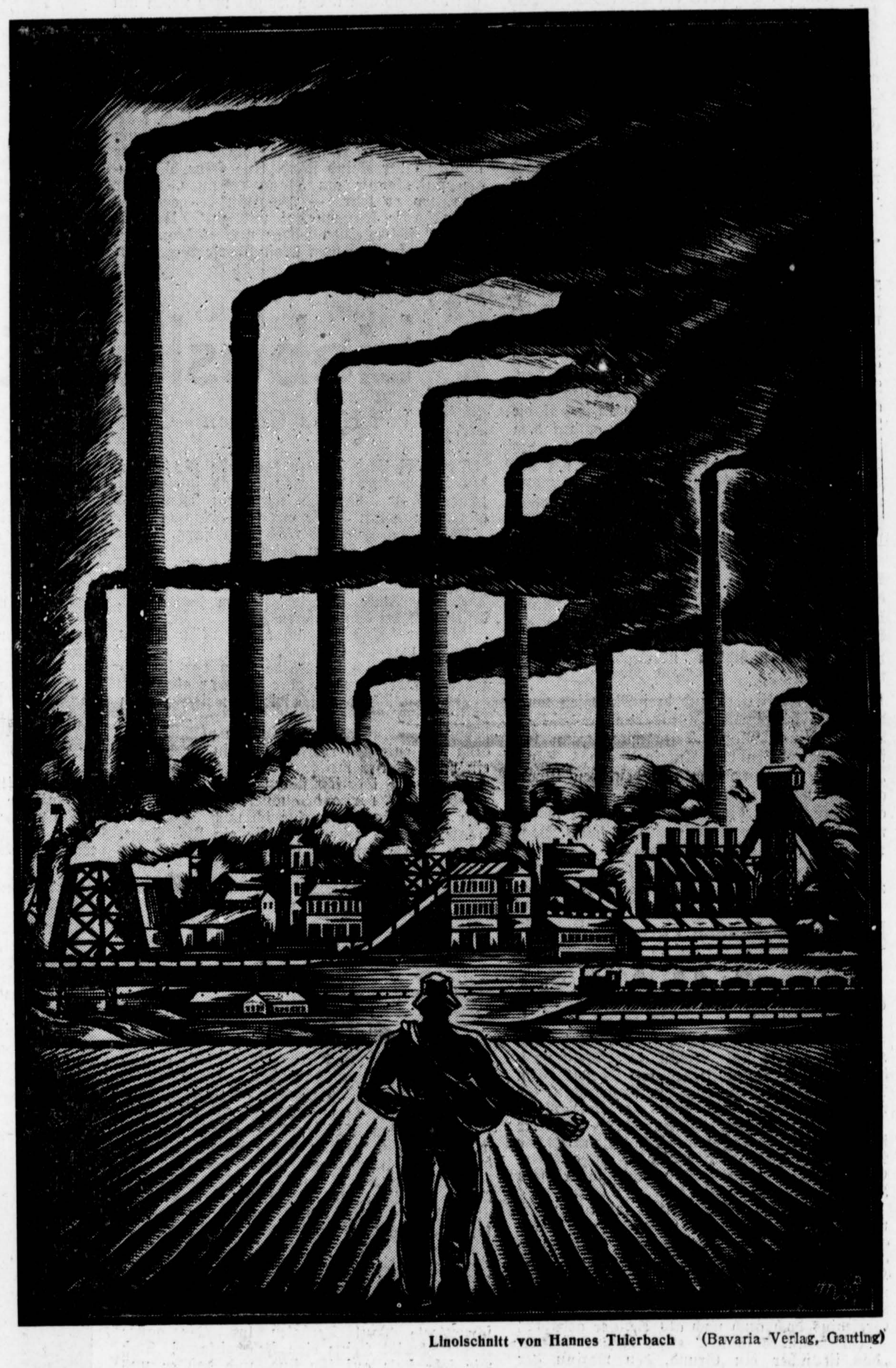
Und wie ehrlich war die Freude dieser Theatergäste! Väter und Großmütter, Mütter und Tanten strahlten beim Auftritt ihrer Kinder, und die Kleinsten der Kleinen, die noch nicht schulpflichtig und somit auch noch nicht „tell-reif" waren, tranken mit glänzenden andächtigen Gesichtern dieses erregende Geschehen.

In acht Bildern zog vor wechselnder Kulisse die Kernhandlung dieses Freiheitsdramas an uns vorüber. Die strengen, formvollendeten Schillerschen Verse in ihrem flüssigen melodischen Klang standen den kleinen reinen Geschöpfen zu Gesicht wie die langen steifen Prachtgewänder, in denen man auf Bildern von Velasquez spanische Infanten würdevoll dargestellt sieht. Ohne Stocken zwar flossen ihnen die Verse vom Munde; ihren Inhalt aber verstanden die vom Leben Unberührten nur an den wenigsten Stellen. Vor jeder Verzweiflung, vor jeder Ungerechtigkeit und grausamen Härte des Spiels standen sie ohne Halt und völlig ahnungslos. Nur ein heiliger Ernst, ihren frohen Kindergesichtern sonst fremd und unbekannt, lag wie ein stiller Schmerz und wie ein leises Ahnen vom großen, unbarmherzigen Leben um ihre Münder.

Helga Prollius

Alle sind Kämpfende, alle sind Kameraden!

Hinter der Armee der Soldaten steht die Armee der Schaffenden und Bauern. Und hier wie da gilt das unausweichliche Gesetz der äußersten Pflichterfüllung: Unsere wirtschaftliche Kraft wird so wenig gebrochen werden wie unsere militärische. Es rollen die Räder in den Fördertürmen, es dröhnen die Hämmer, es rauchen die Schlote und es schaffen Millionen Hände in hartem Tagewerk für die Sicherheit des Reiches. Und über die Ackerbreiten geht der Bauer und vertraut die neue Saat der Erde an, die er wohlbehütet weiß. Ohne schädliche Hast, aber auch ohne unnütze Rast wird der Rest einer gesegneten Hackfruchternte eingebracht, und schon keimen aus dunklem Erdreich die zartgrünen Spitzen der Saat einem neuen Wachstum entgegen. So schließt sich der Ring des bäuerlichen Jahres. Und wenn der Bauer selbst auch den Pflug gegen das Schwert eingetauscht hat, so haben die Daheimgebliebenen, ob Frau, ob Mädchen, ob Knabe, in ruhiger Selbstverständlichkeit die fehlende Kraft ersetzt. Und aus den Städten eilen Tausende zu Hilfe. Alle sind Kameraden, und alle sind Träger des unerschütterlichen deutschen Selbstbehauptungswillens. Lk.



Linolschnitt von Hannes Thierbach (Bavaria-Verlag, Gauting)

Im alten Kasten übers Weltmeer

Die abenteuerlichste Flucht des Weltkrieges

Wie die Helden des „Tinto" nach Deutschland flohen — Ein Husarenstückchen, das unvergessen bleibt

Es sind jetzt gerade 22 Jahre her. Ende April 1917 öffnete der Chef des Admiralstabes in Berlin ein unerwartetes Telegramm, das der deutsche Konsul in Drontheim (Norwegen) geschickt hatte. Darin stand, daß 28 deutsche Seeleute in einem kleinen chilenischen Schiff von nur 340 Tonnen nach 124 Tagen Fahrt in Drontheim gelandet seien. Nämlich 20 Lloydmänner, 2 Handelsschiffskapitäne, 16 blutjunge Seekadetten, 1 Koch, 1 Zimmermann und — was das Schönste war — 8 Mann von der „Dresden": 4 Offiziere, ein Obermaat, 3 Matrosen. Man würde endlich etwas Authentisches von der „Dresden" hören, von Coronel, Falkland, dem Ende bei den Robinsoninseln, von der Fahrt des Kreuzergeschwaders von Ostasien nach Südamerika, vom Grafen Spee . . .

Wenige Tage später standen die 28 Mann vor dem Chef in Berlin und berichteten. Der Chef des Admiralstabes drückte 28 derbe Seemannshände und sagte, ohne seine innere Erregung zu verbergen: „Sie haben ein seemännisches Bravourstück hinter sich, das Ihnen so leicht niemand nachmachen wird".

Nur ein Gedanke: Flucht!

In Quiriquina, einer chilenischen Insel, etwa 5 Kilometer vom Festlande entfernt, waren die fast 300 Ueberlebenden der „Dresden" interniert. Und wie in jedem Gefangenenlager, so war auch hier der stete Gedanke: Flucht! Aber wie? Unendlich fern die Heimat, eine Welt lag dazwischen, eine Welt von Feinden. Bis eines Tages Leutnant zur See Carl Richarz aus dem Lazarett in Valparaiso auf die Insel kam. Vierter Offizier war er auf dem Dampfer „York" gewesen, der im Gefolge des Kreuzergeschwaders mitfuhr, war kurz vor der Schlacht bei Coronel mit dem Bordfunker Obermaat Wolf auf die „Dresden" abkommandiert und bei deren Untergang durch einen Granatsplitter am Hals schwer verwundet worden.

Richarz nahm bald nach seiner Ankunft den Bordfunker beiseite: „Wolf, wollen Sie mit in die Heimat? Einzige Verpflichtung: Mund halten und mit mir durch dick und dünn gehen! Ueberlegen Sie es sich". — Herr Leutnant ich habe nichts zu überlegen, ich gehe mit!

Noch drei Offiziere und drei Matrosen wurden heimlich gewonnen. Und dann entwickelte Richarz seinen Plan. Seit Kriegsbeginn lag im Salpeterhafen von Antofogasto das Schiff „Herzogin Cecillie" vom Norddeutschen Lloyd, achtzehn Mann. Freunde wollten eine kleine chilenische Bark „Tinto" kaufen, auf der wollte man es zusammen versuchen. Ein tolles Wagnis. Nur für Küstenfahrt war das Schiff bestimmt und im ehrwürdigen Alter von 68 Jahren.

Durch feindliche Sperrketten

Am 16. Oktober 1916 wurde ein angeblicher Geburtstag eines der acht Verbündeten gefeiert. Die chilenische Wachmannschaft zechte mit. Die acht verschwanden. Und trafen sich nach abenteuerlicher Flucht mit den Kameraden vom Lloyd auf der „Tinto". Wilde Stürme fegten um das Kap Horn. Ein Kampf ums Leben mit dem alten Kasten. Die Hände bluteten, trotz eisiger Kälte troff der Schweiß von der Stirn. Aber die Deutschen schafften es.

In einem Lagerraum für Kartoffeln hatte der Funker eine Empfangsanlage gebaut. Mühsam war das notwendigste Material in der Gefangenschaft zusammengetragen worden. Aber der Empfang gelang. Nicht zum wenigsten hing davon der Erfolg ab. So hörte man, wo der Feind stand, fing seine Meldungen auf, konnte am Klang erkennen, wo er fuhr, wo er war. — „Kapitän" — englische Kriegsschiffe kommen auf uns zu!" Und die „Tinto" schlug einen Bogen und entkam. Unverwandt spähten vom Mast scharfe Augen den Horizont ab. Es galt 28 Mann, es galt die Heimat! Manchmal sahen feindliche Schiffe die „Tinto". Aber sie machte einen so jämmerlichen Eindruck, daß man sie für gänzlich ungefährlich hielt.

Ertappt und – entronnen

Sie kommen durch, sie kommen weiter, übers große Wasser, an allen Feinden vorbei, um England, durch die Vorposten und Sperrketten, bis zur letzten. An der letzten Sperrkette, kurz vor dem Ziel, da stellt man sie. Ueber ein Vierteljahr unterwegs und kurz vor dem Ziel sich schnappen lassen? Sie versuchen es mit Frechheit. Und die Frechheit — siegt. Noch ehe die Engländer heran sind, hagelt es Kommandos: „Antenne nieder! — Funkapparat versenken! — Verdächtige Schriftstücke und Bücher im Ballast vergraben! — Norwegische Flagge setzen! — Schiffsnamen ‚Tinto' mit ‚Eva' vertauschen!"

Bald kommt der Engländer heran, rechts ein Panzerkreuzer, links ein Hilfskreuzer. „Wer seid Ihr?" — „Eva aus Langesund." — „Wieviel Tonnen, welche Ladung?" — „420 Tonnen Ballast!"

Wird er das glauben? Wird er funktelegraphisch anfragen? Bange Minuten vergehen. Da geht auf dem Engländer ein Flagge hoch: „Glückliche Reise!" Gerettet. Im April 1917 landen die 28 Mann nach 124 Tagen gefährlichster Reise in Drontheim. Der deutsche Konsul umarmt sie. Pässe besorgt er und Fahrkarten. Mit der Bahn nach Christiania. An die Grenze. Deutschland! Einhundertvierundzwanzigmal vierundzwanzig Stunden lang hatten sie ihr Leben dafür eingesetzt. Es wurde belohnt.

Der Kegelbruder

Das fünfzigste Wiegenfest des Säckinger Kegelvereins hat auch ein junger Mann, ein Amtsanwalt, mitfeiern und dabei noch besonders pfiffig sein wollen; er mußte dann aber entdecken, es sei schon einer hinter demselben Ofen gesessen, und das war diesmal der Oberamtsrichter in Waldshut. Du hast freilich, sagte sich der junge Mann, morgen um neune Gerichtsverhandlung in Waldshut, und wenn du zum Kegeln gehst, verschläfst du sicher den Zug und kommst erst um halb zehn. Doch hat wohl der Amtsrichter ein Einsehen, wenn du ihm eine Depesche schickst; er ist sonst nicht uneben. Also schrieb er eine für die Hauswirtin nieder und darin so etwas von versäumtem Frühzug, und weil ihm die Wirtin versprach, sie zeitig abzuschicken, ging er munter zum Kegelfest.

Zum Glück war andern Tags um halb zehne der Amtsrichter guter Laune und lächelte nachsichtig, als der Amtsanwalt sich mit dem verschlafenen Frühzug reinwusch, statt in sich zu gehen und sich selber zu beschuldigen. „Schon gut, lieber Herr Doktor; sowas kann jedem zustoßen", sagte der Richter, „ist mir in Ihren Jahren auch einmal geschehen", und lächelte noch heiterer. „Ein wenig wunderts mich zwar", sagte er dann, „woher Sie voraus wußten, daß Sie den Zug verschliefen?"

Der andere darauf, der noch halb beim Kegelfest war, fragte jetzt ein wenig einfältig: „Wieso, Herr Oberamtsrichter?" „Ei, wieso", versetzte der und lächelte wieder. „Gestern abend auf sieben Uhr meldeten Sie mir's, Ihr verschlafener Zug fuhr aber doch erst heute früh um achte!"

Jetzt fühlte der Sünder das Schicksal, das so launig der Hauswirtin eingegeben, eine Eilmeldung könne nicht früh genug abgeschickt werden; denn dafür sei sie da. Merkte daneben auch, daß Lügen kurze Beine haben, bisweilen z. B. bloß von Säckingen bis Waldshut.

Heinrich E. Kromer

Liebeslied für Beate

Von Hans Gägen

Der böhmische Fiedler kam alle Wochen in den Hof meines Vaterhauses und spielte auf seiner Geige. Bei ihm war sein Weib, das aus irgendeinem Dorfe mit ihm gelaufen war. Katharina sprach deutsch und sang, indes der Fiedler den Bogen strich.

Und damals war es, daß die erste große Liebe in mein junges Leben gekommen war. Sie hieß Beate und wohnte im Nebenhaus, dessen Hof an den unseren stieß.

Ich war schüchtern und wagte nicht, ihr zu gestehen, was ich empfand.

Zwar hatte ich die Mütze schon vor ihr gezogen auf der Straße, aber das war alles.

Und nun überlegte ich wie ich weiterkommen könnte. Wieder kam der Tag, an dem der böhmische Musikant zu spielen pflegte. Ich ging ihm entgegen und traf ihn in einem Hof, ein paar Häuser weiter.

Ihn durfte ich nicht stören — er spielte hingegeben und verstand auch kein Deutsch —, aber an Katharina machte ich mich heran und fragte, was es koste, wenn sie ein Lied singe, dessen Worte von mir seien und das sich gut zu einer böhmischen Volksweise, die ich schon oft von ihnen gehört hatte, singen lasse.

„Fünf Mark!" sagte sie kurz, aber es war mir, als sei eine gewisse Hochachtung in ihrem Blick, weil ein Dichter vor ihr stand.

Ich erschrak.

Fünf Mark, um ein Lied zu singen? Das waren ja beinahe Caruso-Honorare! Ich hatte mit einer Mark fünfzig gerechnet, höchstens.

Aber bei mir hatte ich drei Mark und achtzig, den ganzen Reichtum meiner Sparbüchse.

Ich versuchte, den Preis herabzudrücken und bot drei Mark.

Katharina schüttelte, während sie einen damals sehr beliebten Gassenhauer sang, den Kopf. Da lief ich nach Hause und — log.

„Wir brauchen ein neues Mathematikbuch, Mutter, es kostet eine Mark zwanzig. Billig, nicht?"

Die Mutter sah mich durchdringend an.

Ahnte sie etwas?

Ich wurde puterrot und senkte den Blick.

Sie gab mir das Geld, das mir in der Hand wie glühendes Eisen brannte.

Ich lief davon, in den Hof, wo die Musikanten waren, gab Katharina das Gedicht und die fünf Mark und eilte nach Hause, verwirrt, durcheinandergewirbelt.

Die Mutter trat in meine Stube: „Nun, schon zurück? Wo ist denn das Mathematikbuch?"

Dann begann drunten im Hof das Geigenspiel, das böhmische Volkslied, das Katharina zu meinen Liebesversen sang.

„Hör' Mutter, wie schön!" suchte ich abzulenken und fügte leise hinzu: „Das Lied ist von mir . . ."

„Von dir?" fragte sie ungläubig und zog mich ans Fenster.

Als ich aufblickte, sah ich drüben im Nachbarhaus Beate stehen mit ihrer ganzen Anmut, aber sie war nicht allein, neben ihr stand ein junger Herr, der vertraulich den Arm um sie legte, während sie der Musik lauschten, meinen Versen.

Ich starrte hinüber, mein Inneres stürzte zusammen, Träume, Hoffnungen erloschen. Da riß ich die Mutter vom Fenster zurück, fiel ihr wie ein kleiner Bub um den Hals und erzählte ihr alles . . .

Für unsere kleinen Leser

Der Held des Tages

Das war ein Aufhorchen in der Klasse, als Hans Gresevius stolz verkündete: „Mein Bruder steht als Kampfflieger im Osten!" Im Nu war er umringt von den Kameraden, die natürlich Näheres von Hans wissen wollten.

Herr Werner, der Klassenlehrer, wunderte sich nicht wenig, daß seine Schüler anstatt wie üblich ihre Plätze einzunehmen, in eifrigem Gespräch beieinanderstanden und sogar sein Kommen überhörten.

Als er sie anrief, schauten sie erschrocken und verdutzt hoch, und Josef Lobau, der Klassenerste, rief statt einer Antwort: „Herr Werner, der Bruder von Hans Gresevius steht als Kampfflieger im Osten!" „Da hat er sicher viele Fliegerangriffe mitgemacht!" fiel Willy Herdegen ein, „Herr Werner, Sie haben Heinz Gresevius doch auch noch als Schüler gehabt?"

„Ja, wenn es so ist!" Der Lehrer lächelte, „das ist sicher ein Grund, den Beginn der Stunde zu vergessen. Da dürfen wir alle stolz sein mit unserem Hans, daß sein Bruder, unser Schüler, einer von jenen Tapferen an der Ostfront ist. So wollen wir zuerst einmal sehen, was der Heeresbericht heute schreibt, jetzt sind wir ja daran doppelt interessiert."

Rasch hatten die Schüler ihre Plätze eingenommen. Der Lehrer las den Heeresbericht vor. Warschau hatte kapituliert. „Wenn die Hauptaufgabe der Flugwaffe im Osten erfüllt ist, so werden die Flieger zurückgezogen."

„Dann kommt er vielleicht auf Urlaub?" rief Hans. „Darf er dann in die Schule kommen und uns von den Fliegerkämpfen im Osten berichten?"

„Wer weiß, das kann schon der Fall sein. Und wenn wir den Herrn Rektor fragen, so werden wir uns am Ende in der Aula versammeln, damit die ganze Schule den Bericht hören kann. Aber nun wollen wir uns erst einmal mit unserer Geographie befassen, sonst müssen wir uns gar noch schämen von Heinz Gresevius, weil wir auf der Landkarte nicht Bescheid wissen."

Der Eifer, den die Klasse nun entwickelte, war löblich, als jedoch die Schelle ertönte, war das Lieblingsthema wieder allgemein. Hans Gresevius war heute der Mittelpunkt. Zwar hatte man gewußt, daß sein Bruder Heinz eingezogen war, aber daß er als Flieger im Osten kämpfte, ja, das war etwas so Großes und Neues, daß die Zeit einer Pause wahrhaftig nicht ausreichte, um das alles durchzusprechen.

Leider löst die Schulstunde immer wieder eine Pause ab, so mußte man sich bequemen, seine Gedanken hübsch zusammenzuhalten und acht zu geben. Hatte man oftmals schon gedacht, der Uhrenzeiger habe sich in eine Schnecke verwandelt, weil die Stunde immer länger anstatt kürzer wurde, so schien es jetzt, als sei er zum Krebs geworden, der ja bekanntlich rückwärts anstatt vorwärts geht. Da jedoch alles in der Welt ein Ende findet, so tönte auch jetzt das Pausenzeichen, und die Schüler eilten auf den Schulhof, um weiter Vermutungen anzustellen, wo Heinz Gresevius wohl mitgekämpft habe. „Ich habe eine Idee!" schmetterte Paul Terholen los, „die ganze Klasse schreibt Heinz eine Feldpostkarte! Daß wir sehr stolz auf ihn sind, und daß er uns etwas erzählen muß, wenn er in Urlaub kommt."

„Famos!" „Großartig!" scholl es von allen Seiten Paul entgegen, nur Hans behielt die Ruhe und sagte nur: „Und wenn er nun gar nicht mehr dort ist?"

Ratlose Stille. „Ja, was dann?" echote Josef Lobau. „Dann hat ja die ganze Schreiberei keinen Zweck!"

„Schade!" meinte Willy Herdegen, „er hätte sich sicher gefreut!"

Paul hat inzwischen seinen Unternehmungsgeist wiedergefunden. „Wenn schon! Dann kommt die Karte zurück, wenn sie ihn dort nicht mehr erreicht, oder wird ihm nachgesandt. Deshalb können wir doch schreiben. Wer ist dafür? Ich denke, wir schreiben!"

„Ich auch!" „Wir auch!" Da gab es nur eine Meinung, und nun war Hans natürlich auch dafür.

„Heute nachmittag treffen wir uns in unserem Garten, punkt vier Uhr!" beschloß Paul. „Platz genug haben wir dort, in der Laube schreiben wir. Jeder darf einen Satz vorschlagen, die besten werden niedergeschrieben. Also, strengt Euch ein bißchen an, damit wir uns nicht blamieren!"

Alle Jungens waren damit einverstanden.

Ja, man wollte sich bis vier Uhr die Sache gehörig überlegen. Josef Lobau, der die beste Handschrift hatte, sollte die Karte schreiben, und die ganze Klasse würde ihre Namen eigenhändig darunter setzen.

Als die Kirchturmuhr zum Schlagen ausholte, erinnerte man sich voller Schrecken, daß zu Hause das Mittagbrot wartete. So gab es einen eiligen Abschied. „Weißt du Hans, du kannst doch mächtig stolz auf deinen Bruder sein!" sagte Willy Herdegen, als er mit Hans

„Mein Bruder steht als Kampfflieger im Osten" Photo: Willi Lange

den gemeinsamen Heimweg antrat. „Wenn ich nur älter wäre, ich ginge auch zu den Fliegern. Du weißt, wie gut ich Segelflugzeuge bauen kann! Mensch, einmal mit so 'nem Kasten fliegen können!" „Kommt auch noch", Hans schritt rasch aus. „Wenn Heinz wirklich kommt, dann zeigst du ihm dein Modell, na, der wird Augen machen!"

„Das ist nur Spielerei!" wehrte Willy bescheiden ab, „aber er freute sich insgeheim sehr über den Vorschlag von Hans.

„Spielerei!" sagte der erbost, „das glaubst du selber nicht!" So hat alles einmal angefangen! Und wenn du mit einem kleinen Modell dich auskennst, ist es später nicht mehr schwer, wenn du dich bei den Fliegern meldest!"

Punkt vier am Nachmittag waren die Jungens im Garten bei Paul Terholen. Ein Tintenfaß und ein Federhalter mit einer frischen Stahlfeder, dazu ein Löschblatt und eine Feldpostkarte waren schon bereit. Nach vielen Vorschlägen, die nicht immer gut geheißen werden, hatte man sich endlich auf den Text geeinigt. Josef Lobau befeuchtete die neue Stahlfeder, tauchte sie in die Tinte, spritzte erst aus, damit es ja keinen Klex gebe und begann:

Lieber Heinz Gresevius!

Weil wir von Hans gehört haben, daß Du zu den Kampffliegern gehörst, von denen wir immer im Heeresbericht und jede Sendezeit im Radio hören, möchten wir Dir sagen, daß wir mächtig stolz auf Dich sind. Vielleicht kommst Du bald in Urlaub, dann bitte komme auch in unsere Schule, wir alle freuen uns schon auf Deinen Bericht! Für heute senden wir Dir viele Grüße!"

Zuerst mußte Hans unterschreiben, dann folgte Willy, Paul, Josef und schließlich war kein Plätzchen auf der Karte mehr frei.

„Dalli! Dalli!" ermunterte Paul, „Menschenkinder, los, sonst kommt die Karte nicht mehr mit! Nun Dauerlauf zum Bahnhof!"

Wie die wilde Jagd stoben die Jungens davon. Voran Hans mit der Karte. Richtig, der Zug stand schon fauchend und pustend im Bahnhof.

„Herr Lotbend!" schrie Paul mit einer Stimme, die einen Ohnmächtigen wieder zum Leben erweckt hätte. „Die Karte muß mit! Ne Feldpostkarte!"

„Ja, denn!" sagte er Lotbend, seines Zeichens Bahnbeamter. „Das ist wichtig, die will ich gleich besorgen!" Und kaum, daß die Karte gut und wohl im Postwagen lag, so pfiff die Lokomotive, die Räder setzten sich in Bewegung und der Zug fuhr davon.

„Das wäre geschafft!" Josef Lobau war höchst zufrieden. „Der Paul ist ein feiner Kerl! Ohne den wäre die Karte erst morgen früh abgegangen."

—nn.

Roman von Franzhans von Schönthan

Copyright by Prometheus-Verlag, Göbenzell bei München

Die Zigaretten-Dose der Königsdragoner

1. Fortsetzung

Aber da sah er hinter Degenhardt den Aufnahmeleiter, seinen jungen Freund und Landsmann, Peter Stohansl, . . . dem stets unsentimentalen, lustigen Stohansl liefen tatsächlich die Tränen über die Backen herab. Also auch Stohansl hatte bei dieser kurzen Drehszene der Vergangenheit gedacht. Auch er hatte sie noch einmal auferstehen sehen, wie zu jener Zeit, wo dieses Spiel kein Spiel, sondern tragisches Erleben gewesen war.

Stohansl trat zu ihm und drückte ihm stumm die Hand.

Willy v. Pfeil war in diesem Augenblick froh, daß die rastlos fieberhafte Umbauarbeit im Atelier ihren Fortgang nahm, der Produktionsleiter bereits wieder abberufen wurde, der Regisseur Anweisungen für die nächste Szene gab, so daß er selbst in dem allgemeinen Trubel sofort wieder unbeachtet untertauchen konnte.

Der Produktionsleiter Degenhardt hatte das überhitzte Atelier verlassen, stand im Freien und sog gierig die frische, würzige Luft ein.

Plötzlich wurde er sich bewußt, daß hier draußen ja Frühling war, daß von einem wolkenlosen Himmel keine Jupiterlampen, sondern die Sonne schien, daß auf den frischen Rasenflächen Blumen blühten und in den Bäumen die Vögel sangen. — Kurzum, daß es außerhalb der stählernen Ateliertüren ja auch noch ein Leben gab. Degenhardt hatte während der letzten Monate bei Gott keinen Augenblick Zeit gehabt, sich dessen bewußt zu werden.

Eine Million stand auf dem Spiel! . . . Denn mit einer runden Million war dieser Film kalkuliert — eine Million, für welche der vielgeplagte Produktionsleiter der Gesellschaft und dem Vorstand gegenüber die Verantwortung trug. Schon heute hätte er freudig die Verantwortung für die doppelte Summe getragen, denn da war endlich wieder nach langer Zeit ein wirkliches Kunstwerk entstanden und versprach das erhoffte große internationale Geschäft. Und wie gut sich das traf, daß gerade jetzt, für Anfang der nächsten Woche, der bereits seit langer Zeit erwartete Amerikaner eintreffen sollte.

Mr. Mac-Kean, der drüben in Hollywood als führender Mann der amerikanischen Filmindustrie ein Begriff war, und der zur Anbahnung neuer Geschäfte Europa bereiste. Kein Wunder, daß alle leitenden Männer der Gesellschaft recht aufgeregt waren, galt es doch, die Weltklasse der einheimischen Industrie zu beweisen.

Degenhardt aber dachte für seine Person ganz besondere Ehre einzulegen, denn dieser Film, der seiner Vollendung entgegenging, konnte sich sehen lassen.

Pfeil und Marietta . . . Marietta und Pfeil . . . das war ein Paar, wie sie es auch drüben nicht besser hatten. Donnerwetter, was war auch aus der launenhaften Marietta mit ihren ewigen Starallüren während dieses Films geworden. Plötzlich war sie pünktlich . . . plötzlich gab es keinen Krach mehr . . . plötzlich meldete sie sich nicht mehr krank . . . Degenhardt schmunzelte . . . weil sie endlich einmal vor einem Menschen wirklich Respekt hatte . . . vor diesem Pfeil . . . der ja wirklich ein Mordskerl war.

Welche Unsumme an nervenzermürbender Arbeit notwendig war, bis dann endlich so ein Filmstreifen fertiggestellt ist, ahnt ja das große Publikum nicht, das wissen nur die Leute vom Fach.

Der Produktionsleiter Degenhardt wußte dies nur zu genau, und darum rieb er sich auch jetzt freudig die Hände, denn das Schwerste war ja geschafft.

An alle diese Dinge mußte er jetzt denken, während er durch die weitläufigen Anlagen dieser Filmstadt schlenderte. Ja, auch dies tat er zum erstenmal seit vielen Monaten . . . er schlenderte! Er ließ sich Zeit, raste nicht wie sonst den kurzen Weg vom Atelier zum Verwaltungsgebäude, ein Weg, den man zu Fuß in zehn Minuten zurücklegen konnte, im Auto, um neun Minuten Zeit zu ersparen. Nein! . . . er schlenderte mit den Händen in den Taschen, erwiderte jovial und freundlich den Gruß geschminkter und kostümierter Komparsen, Arbeiter und Angestellter. Er empfand sogar mit Vergnügen, daß er Hunger habe und dachte an ein gutes Essen, welches er endlich einmal wieder behaglich und mit Genuß einzunehmen gedachte! Er bemerkte sogar auf einer der Rasenflächen die ersten Veilchen und war neugierig, ob sie wohl duften würden, bückte sich, was ihm gar nicht so leicht fiel, und pflückte sich ein Sträußchen fürs Knopfloch.

Kurz und gut, Degenhardt beging lauter unsinnige Handlungen, unsinnig wenigstens für einen Produktionsleiter einer großen Filmgesellschaft, dessen Tage für gewöhnlich im Zeitraffertempo abrollen.

Hätte dieser so überaus zufrieden, behaglich dahinschlendernde Degenhardt ahnen können, daß dieser Großfilm, das Produkt monatelanger, rastloser Arbeit, in letzter Stunde durch eine geradezu tragische Katastrophe niemals zu Ende gedreht werden sollte, so wäre seine fröhliche Laune in blanke Verzweiflung umgeschlagen und er hätte wahrscheinlich ganz ernsthaft darüber nachgedacht, wie man sich möglichst schnell, sicher und schmerzlos aus dieser Welt der Enttäuschungen hinwegschaffen kann.

Wie gut ist es doch, daß es den Menschen im allgemeinen versagt ist, in die Zukunft blicken zu können, wie dies einstmals Marikka konnte, die junge Zigeunerin!

Das Atelier glich jetzt einem Ameisenhaufen. Es wurde umgebaut!

Das kleine Hotelzimmer, in welchem Pfeil eben erst seine Szene gespielt hatte, war bereits verschwunden und hatte sich in ein weißgetünchtes Spitalzimmer verwandelt.

„Beleuchtungsprobe!" ertönte eine energische Stimme.

„Det jilt woll uns!" brummte der Vorarbeiter der Beleuchter — „Jottedoch, was se es immer eilich haben, unser jutes Peterchen hat reineweck Hummeln jetankt."

Mit dem „juten Peterchen" war der Aufnahmeleiter Peter Stohansl gemeint. Solch ein Aufnahmeleiter ist wirklich ein geplagter Mann. Er ist es, der für alles und jedes in diesem scheinbar wirren Chaos der Atelierwelt die Verantwortung trägt. Er hat dafür zu sorgen, daß mit der Dreharbeit stets pünktlich begonnen werden kann, daß die Darsteller und Komparsen richtig kostümiert und geschminkt zur Stelle sind, kurz und gut, er hat dafür zu sorgen, daß, daß . . . es gibt einfach nichts, für was er nicht zu sorgen hätte und wofür er nicht die Verantwortung trägt. Er muß über ein lauttönendes Organ verfügen, um, wenn nötig die Leute auch einmal gehörig anschnauzen zu können. Dabei muß er andererseits auch scharmant und ein Mann von Welt sein, um die „Stars" bei guter Laune zu erhalten.

Peter Stohansl nun, der gebürtige Grazer, aus der grünen Steiermark, war mit der Zeit ein solches Ideal von Aufnahmeleiter geworden.

Die Beleuchtungsprobe hatte überraschend schnell geklappt.

„Wir greifen jetzt zurück und drehen Bild 40, Nr. 194" — sagte der Regisseur zu Willy v. Pfeil und der jungen Darstellerin Käthe, die eine Krankenschwester spielte. Pfeil lag mit schwerverbundenem Kopf, den linken Arm geschient, bereits im Bett.

„Nicht wahr, lieber Pfeil, Sie erwachen jetzt nach schwerer Verwundung aus wochenlanger Bewußtlosigkeit und erkennen zum erstenmal die Schwester . . . und Sie, Käthe, Ihr „Na endlich!" muß innig kommen, so innig wie nur möglich . . .

. . . Licht . . . Aufnahme . . .!"

„Ruhe!" — rief Stohansl in den weiten Raum, das quälende Signal, welches jede Aufnahme anzeigt, ertönte.

Der Tonmeister sprang schnell in seinen Tonwagen, die Scheinwerfer zischten auf, der Mann mit der Klappe schoß vor die Kamera und rief sein monotones:

„Nr. 194, das zweitemal!"

Die Szene schnurrte ab! Der Spielleiter unterbrach:

„Halt!" — und sprang in das Bild. Er nahm die Krankenschwester bei der Hand:

„Viel inniger, viel inniger . . .! Sie haben ihn doch gesund gepflegt und Sie lieben ihn doch . . .! In Ihrem „Na endlich!" muß unterdrückter Jubel mitschwingen. — Also noch einmal . . .!"

„Los!"

Die Scheinwerfer zischten, der Mann mit der Klappe sprang vor und rief sein:

„Nr. 194, das zweite Mal!"

In dem Riesenraum hätte man jetzt eine Stecknadel zu Boden fallen hören können. — Die Szene schnurrte zum zweitenmal ab.

Pfeil war nicht ganz bei der Sache. Er sah dicht über sich gebeugt dieses junge Gesicht der Krankenschwester, sah ihre großen, graublauen Augen unter langen, dunklen Wimpern, die nicht geklebt, sondern echt waren, hörte eine melodische, merkwürdig tiefe Stimme und mußte denken . . . wo im Leben hatte er schon in dieses Gesicht gesehen? . . . Wo im Leben hatte er schon einmal in solche eigenartige Augen geblickt, deren Iris in der Nähe goldgesprenkelt funkelte? . . . Jetzt fühlte er die Hand der Krankenschwester auf seiner Stirn . . . eine brennend heiße, fiebrige Hand. Dann war die kurze Drehszene auch schon vorüber.

Der Garderobier befreite ihn von dem kunstvollen Kopfverband und der Armschiene. Pfeils Blicke suchten die junge Darstellerin. Dort drüben stand sie mit Peter Stohansl, der sehr energisch auf sie einsprach und sie zu den Garderoben führte . . . Schade . . . dachte Pfeil.

Später kam Strohansl, wie beinahe an jedem Tag, in Pfeils Garderobe:

„Denke dir, die Käthe hat 39 . . . ich mußte sie sofort nach Hause schicken!"

Stohansl schien sehr aufgeregt.

„Das dachte ich mir beinahe, sie hatte so heiße Hände, sag' mal, Peter, wer ist denn eigentlich dieses einzigartige Mädel?"

„Dies einzigartige Mädel . . .?" — Stohansl zögerte — „der tapferste und prachtvollste Kerl von der Welt . . . aber das erzähle ich dir ein anderes Mal ganz ausführlich . . ." und schon war er wieder davongeschossen.

Pfeil lächelte vor sich hin . . . an wen hatte ihn denn nun dieses junge Mädchen erinnert? . . . Jedenfalls an niemandem vom Film . . . Pfeil saß vor dem Spiegel und schminkte sich ab . . . das mußte sehr weit zurückliegen. Auch diese zwei Worte „Na endlich!", die sie gesprochen hatte, klangen ihm noch in den Ohren. Zwei Worte nur . . . aber er glaubte sogar gerade diese banalen Worte schon einmal, vielleicht in seinem früheren Leben, von einer ähnlich tiefen Frauenstimme mit demselben unterdrückten Jubel gehört zu haben.

Aber wann war das? . . . Und wo? . . . Wenn er kam? . . . Wenn er sie begrüßte? . . . Von wo aber kam . . . und wen begrüßte . . . und wann? . . .

Auch jetzt noch, als er die Garderobe verließ, sein Auto aufschloß und anfuhr, hörte er im leisen Rhythmus des Motors noch immer diese zwei Worte, sah aber nicht das Gesicht und den Mund, der sie sprach.

Alle möglichen schönen Frauengesichter der Vergangenheit sahen ihn an, huschten vorüber, verschwammen, waren nicht festzuhalten . . . und keines paßte.

So fuhr er ganz langsam, noch immer in grüblerisches Sinnen versunken, die breite, gepflegte Straße der Filmstadt entlang. Da sah er vor sich ein junges, hochgewachsenes Mädchen, die dem Ausgang zuschritt.

Das war sie ja . . . diese Käthe!

Er sah, daß ihre linke Schulter tief heruntergezogen war, weil sie scheinbar sehr schwer an einer dickgepackten Aktentasche trug. Er sah ihr billiges, dünnes Frühjahrskleid und ihren etwas schwankenden, unsicheren Gang. Natürlich, Strohansl hatte doch gesagt, das Mädchen ist krank und hat hohes Fieber.

Pfeil hielt neben ihr an:

„Sofort steigen Sie ein, ich bringe Sie nach Hause."

Käthe fuhr zusammen und ließ vor Schreck die Aktentasche fallen:

„Ach! . . ." Sie war sehr verwirrt, und dicke Bücher und vollbeschriebene Bücher lagen im Staub der Straße. „Ich habe den Wagen nämlich gar nicht kommen hören . . . und da habe ich . . . und da ist mir . . ." Sie war glühend rot geworden, hockte sich nieder und begann hastig die Bücher aufzusammeln.

Pfeil sprang jetzt lachend aus dem Wagen und half ihr:

„Sie führen ja eine ganze Bibliothek mit sich . . ." Er blies von einem dicken Wälzer den Staub ab. „Donnerwetter, das sind ja gar keine Romane, sondern wissenschaftliche Werke, ja, sagen Sie einmal . . .?"

Käthes Verlegenheit wurde immer größer: „Ich studiere Kunstgeschichte."

„Und filmen tun Sie auch?"

„Ja, ich muß das Geld für das Studium verdienen."

„Ein bißchen viel für so ein junges Mädchen." Und jetzt sah er auch, wie elend sie ohne Schminke im hellen Sonnenlicht aussah. Da schob er sie in den Wagen:

„Jetzt stelle ich noch das Verdeck auf, sonst werden Sie wirklich ernstlich krank." Er breitete ihr eine Decke über die Knie und wickelte sie in seinen eigenen Mantel ein. Käthe saß in dem tiefen, bequemen Sitz, die Hände im Schoß gefaltet und sprach kein Wort. Sie sah ihn nur aus ihren großen, fieberglänzenden Augen dankbar an und kam sich vor wie in einem Märchen.

Einige von Käthes Kolleginnen hatten den ganzen Vorgang von weitem beobachtet und blickten sprachlos dem davonrollenden Wagen nach:

„Kinder, mir bleibt die Spucke weg!" Die schwarze Ella war starr:

„Seht ihr . . . so macht man's", rief sie ungeniert laut — „die läßt einfach vor seinem Auto ihre albernen Bücher fallen, und schon hat sie ihn."

„Die ist viel raffinierter als wir alle."

„. . . und das Dach hat er auch noch aufgestellt! Das ist ja allerhand!"

„Aber wenn das Marietta erfährt, na, ich danke . . ."

Aehnliches dachte sogar der Pförtner Lehmann, als er Käthe in Pfeils Wagen sah und ehrerbietig grüßend das Gittertor aufschloß! . . .

Willy von Pfeil fuhr langsam und sah im Rückspiegel, daß Käthe die Augen geschlossen hatte. — Ihr Kopf war etwas vornübergesunken und ihre reine, zarte Nackenlinie wirkte irgendwie rührend. Ja, rührend! . . . fand Pfeil, wie dieses ganze Menschenkind. Er ertappte sich bei dem eigentümlichen Gedanken, daß er am liebsten dieses hilflose, junge Ding eigenhändig in ihr Bett packen würde. Erst einmal müßte sie gehörig schwitzen . . . eine heiße Zitronenlimonade oder besser noch . . . er erinnerte sich an seine eigene Kindheit, was hatte er denn immer bekommen, jawohl, Lindenblütentee müßte man ihr geben, dann würde das Fieber zurückgehen. Pfeil mußte über seine durchaus onkelhaften Gedanken lächeln.

Er hätte sehr gern diese Käthe nach vielem gefragt, aber er fühlte, daß das Sprechen ihr schwer fiel. Und wieder packte ihn dies unerklärliche Gefühl, daß ihn dieses Mädchen an irgend etwas aus der Vergangenheit erinnerte, das aber längst tief unter der Bewußtseinsschwelle begraben lag.

Der Pförtner Lehmann lehnte jetzt wieder gemächlich am Gittertor, welches die Filmstadt streng gegen die Außenwelt abschließt. Er dachte gerade müde und etwas gelangweilt darüber nach, wie oft er wohl heute schon dieses Tor vor ein- und ausfahrenden Autos geöffnet und wieder geschlossen habe. Eine Burg von Autos parkte vor jeder der Tonfilmhallen und in den weitläufigen Höfen.

So ging das nun Tag für Tag.

Da bog schon wieder ein langgestreckter, schneeweißer Wagen um die Ecke. Diesmal aber öffnete der Pförtner besonders dienstbeflissen die Torflügel, denn da kam Marietta angesaust, die es immer ganz besonders eilig hatte. Der Wagen war auch schon herangebraust und schoß durch das Tor und dem Pförtner fiel eine herrliche Rose vor die Füße.

„Hallo, Lehmann, damit Sie auch einmal eine Freude haben!" rief eine helle Frauenstimme, dann war der Wagen auch schon um einige 100 Meter weiter, und die Klänge eines lustigen Foxtrotts übertönten das leise Summen des Motors.

„Ein tolles Mädchen, unsere Marietta", brummte der Pförtner in sich hinein, während er schmunzelnd die Rose aufhob, sie bedächtig zur Nase führte und den Duft einsog — „ein durchaus gutes Menschenkind, denkt sogar an den alten Lehmann, jetzt hat se sich also richtig den neuen, weißen Amerikaner doch gekauft und ein Radio hat sie auch drin . . . wenn se sich man nur nicht erschlägt mit dem höllisch schnellen Ding."

Der Pförtner Lehmann wurde, während er jetzt die duftende Rose fürsorglich in ein Wasserglas auf seinen Schreibtisch stellte, plötzlich daran erinnert, daß er selbst ja auch einmal jung, übermütig und sogar verliebt gewesen war. Und auf einmal fand er auch seinen Beruf, das Gittertor auf- und zuzuschließen, gar nicht mehr so eintönig wie früher.

Man lebt doch so mitten drin und weiß so manches, wovon die andern Leute keine Ahnung haben.

Lehmann wußte viel . . . er wußte z. B. auch, warum Marietta ganz grundlos Rosen verteilte und seit einigen Wochen wie verwandelt war. Aber plötzlich kratzte er sich hinter dem Ohr . . . Hatte er nicht erst vorhin Herrn von Pfeil mit der kleinen Käthe durchs Gittertor fortfahren sehen . . . Dunnerlattich! . . . wenn das man nur keinen Krach gab! . . .

Marietta war inzwischen bei der Tonfilmhalle 4 vorgefahren. Sie war heute unbeschreiblich glücklicher Laune. Sie hatte drehfrei und kam sozusagen nur als Privatperson hier herausgefahren, wollte Pfeil überraschen, ihn abholen und ihm gleich ihren neuen Wagen zeigen.

Vor dem Atelier leuchtete kein „rotes Licht" auf . . . also wurde nicht gedreht, und Marietta stellte ihren Lautsprecher auf volle Tonstärke. Sie freute sich nämlich wie ein kleines Mädchen über das Radio in ihrem Wagen, das so wunderbar zu ihrer Stimmung paßte. Man sitzt unendlich behaglich in den bequemen Polstern, den Fuß auf dem Gaspedal, und braust durch die Gegend. Drückt man den kleinen Knopf, so hört man auch schon Musik, die aus Paris, aus London, aus Wien, aus unendlichen Fernen der ganzen Welt durch den Aether erschallt.

Um dieses Gefühl noch voll auszugenießen, blieb sie auch jetzt hier vor der Tonfilmhalle noch ruhig sitzen, puderte sich die etwas frech vorspringende Nase und zog im Rhythmus der Klänge die Lippen nach, trotzdem Pfeil geschminkte Lippen nicht leiden konnte. Erst gestern hatte er wieder gesagt, ihre Lippen hätten einen so „herrlichen Schwung" und seien von Natur aus so glühend rot, daß die ganze Anschmiererei ihr nur schaden könne. Ja, einen herrlichen Schwung hatte der „Raubritter" gesagt . . ., wie sie ihn in einer der vielen zärtlichen Stunden getauft hatte. Sie fand, daß „Raubritter" wunderbar zu ihm paßte, zu seinem rassigen, schmalen Schädel, zu seiner überschlanken, hohen Gestalt mit den breiten Schultern und schmalen Hüften, zu seinen nervigen und doch so zärtlichen Händen.

(Fortsetzung folgt.)

LEBENDE LATERNEN

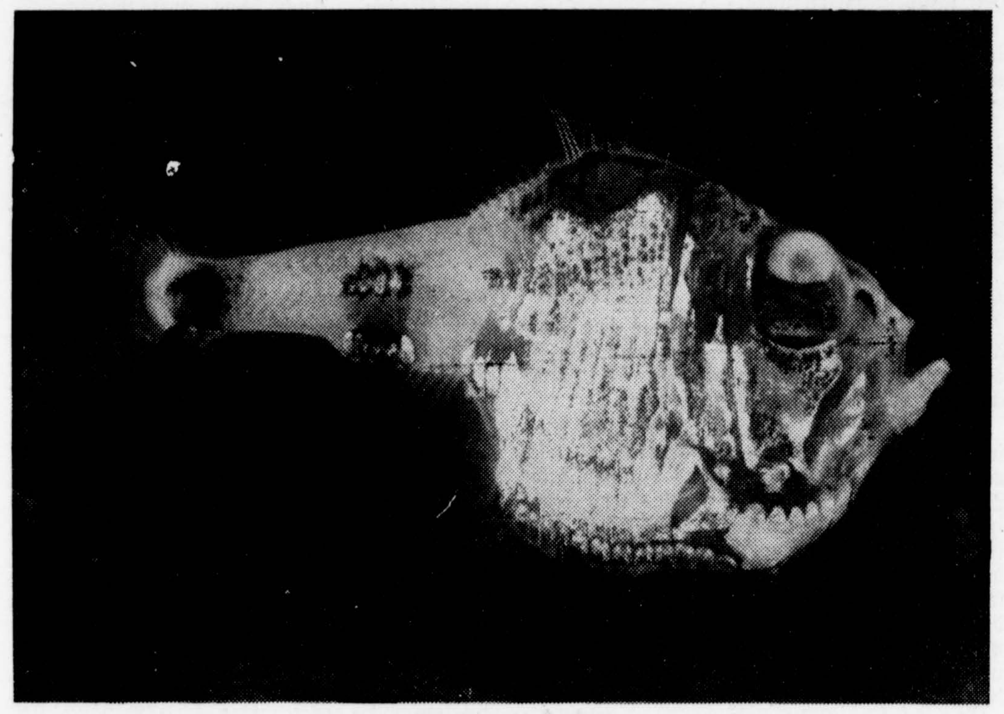
Warum funkeln die Glühwürmchen? – Tintenfisch mit roter Laterne

„Lebende Laternen" hat jeder von uns schon einmal gesehen — mag es sich um die Glühwürmchen handeln, die an warmen Sommerabenden mit ihrem Schimmer unsere Wälder und Gärten zauberhaft „illuminieren", mag es das nicht minder romantische Meeresleuchten sein, das fast jeder von einem Aufenthalt an der See her kennt. Daneben gibt es auch eine Menge Lichtquellen dieser Art, die nur in ganz bestimmten Gebieten der Erde vorkommen. So lebt in Brasilien ein großer Käfer, der so stark leuchtet, daß man ihn dort allen Ernstes als lebende „Leselampe" benutzt. Leuchtende Tiere finden sich fast in allen Gruppen des Tierreiches. Es gibt leuchtende Urtiere, leuchtende Quallen und Muscheln; auch Schnecken, Tausendfüßler, Insekten und Fische haben die Fähigkeit der Lichterzeugung — es gibt sogar einen leuchtenden Haifisch. Außerdem kennt man bis heute allein 35 leuchtende Bakterienformen und 27 leuchtende Pilzarten. Den Leuchtbakterien ist jener grünliche Schimmer zuzuschreiben, den faulendes Fleisch oder verdorbene Fische häufig in der Dunkelheit aussenden. Von den Pilzen vermag unter anderen der dem Forstmann als Waldverderber verhaßte Hallimasch Licht auszusenden.

Fische schießen Blitze

Weitaus an der Spitze aller leuchtenden Tiere stehen aber die Bewohner der Tiefsee. In den dunklen Gründen der Weltmeere ist ein wahres Feuerwerk von phantastischen „Lichteffekten" zu sehen, von deren Schönheit und Vielgestaltigkeit sich wohl nur der eine Vorstellung machen kann, der dort unten selbst Beobachtungen anstellen konnte. Der bekannte Entdecker der Tiefsee, William Beebe, der als erster Mensch in einer besonders konstruierten Tauchkugel bis zu einer Tiefe von fast 1000 Meter hinabstieg und der jetzt in noch größere Meerestiefen hinabsteigen will, hat dort unten immer wieder die „lebenden Laternen" der Tiefsee gesehen. Darunter waren Fische, deren Körper mit Hunderten von „Lampen" besetzt war, die in langen Leuchtstreifen am Körper angeordnet sind; andere sandten plötzlich so starke Lichtblitze aus, daß der Forscher in seiner dunklen Kugel durch ihr Licht einige Zeit völlig geblendet wurde. Die nachtschwarze Tiefsee ist von dem dauernden Flimmern und Blitzen der Leuchttiere erfüllt — bei Beebes Tauchfahrten war der Lichtreichtum oft so groß, daß ihm die See genau wie der Himmel an einem schönen, sternklaren Abend erschien.

Besonders wunderbare Leuchtorgane besitzen manche Tintenfische. So kennt die Wissenschaft schon seit einiger Zeit einen Meeresbewohner dieser Art, der eine ganze Kette verschiedenfarbiger „Lampen" besitzt. Eine dieser Lampen leuchtet ultramarinblau, eine andere rubinrot, wieder eine andere himmelblau. Diese verschiedenen Farben werden nur teilweise direkt erzeugt; in manchen Fällen — beispielsweise bei dem Rotlicht des eben genannten Tintenfisches — verursacht eine rote „Vorsatzlinse", durch die das Licht der Leuchtorgane gehen muß, die Färbung. Manche dieser Lampen werden von den Tieren anscheinend beliebig „abgeblendet" oder erleuchtet. Ein anderer Tintenfisch, der nur in sehr großen Tiefen vorkommt, besitzt riesige, weißleuchtende „Scheinwerfer" am Kopf und an den Spitzen seiner langen Arme orangefarbige „Bullenaugen", die ihm ein außerordentlich seltsames Aussehen geben. Manche Tiefseetiere stoßen, wenn sie von ihren Feinden verfolgt werden, große Mengen einer leuchtenden Substanz aus und blenden dadurch den Gegner — hier wirken also die „Laternen" als Verteidigungsmittel.



Die lebende Laterne
Ein leuchtender Tiefseefisch, der sogenannte Beilfisch
Fotos (3): Wissenschl. Nachrichten-Zentrale

Der sogenannte Sternbildfisch, der ebenfalls leuchtet

„Kaltes Licht" – ein Ideal der Technik

Die Leuchtorgane der Tiere stellen nun interessanterweise für unsere Techniker eine geradezu ideale Lösung des Beleuchtungsproblems dar. Auch die modernste Glühlampe fühlt sich bekanntlich nach kurzer Brenndauer warm an: ein Teil der elektrischen Energie geht also, statt zu leuchten, nutzlos als Wärme verloren. Bei den Glühwürmchen und vielen anderen leuchtenden Tieren hat man mit den empfindlichsten Thermometern und sonstigen Meßgeräten zunächst überhaupt keine Wärmeentwicklung feststellen können. Erst durch Heranziehung raffinierter elektrischer Methoden wurde in letzter Zeit festgestellt, daß tatsächlich auch in den tierischen Leuchtorganen eine winzige Temperaturerhöhung auftritt. Die „Lichtausbeute", wie der Fachmann sagt, beträgt hier 80 bis 92 Prozent!

Die Technik arbeitet schon seit Jahren an dem Problem, ein ähnlich rationelles Licht zu erzeugen. Die alten Glühbirnen waren von diesem Ideal allerdings sehr weit entfernt, denn von der elektrischen Energie, die durch eine Kohlenfadenlampe geschickt wird, verwandeln sich nur 4 Prozent in Licht, während die restlichen 96 Prozent als Wärme in Erscheinung treten, also vergeudet werden. Aber auch bei den modernsten elektrischen Birnen ist der Wärmeverlust noch sehr bedeutend. In Ausnahmefällen erzielt die Technik heute eine Lichtausbeute von etwa 50 Prozent, z. B. bei den sogenannten Quecksilberhochdrucklampen. Aber in diesem Falle tritt ein anderer Nachteil gegenüber dem tierischen Licht in Erscheinung: ein Teil des ausgesandten Lichtes besteht aus ultravioletten Strahlen, die für das menschliche Auge nicht sichtbar sind. Die leuchtenden Tiere senden dagegen fast keine ultraviolette Strahlen aus.

Leuchtende Tiefseefische

Warum leuchten die Tiere?

Man sollte meinen, es sei für den Biologen eine leicht zu beantwortende Frage, welche Bedeutung das Leuchten für die verschiedenen Besitzer von Leuchtorganen habe. In Wahrheit ist aber gerade über dieses Problem wenig bekannt. Man weiß, daß das Licht in manchen Fällen, so beim Glühwürmchen, dem Sichfinden der Geschlechter dient. Seltsam ist aber die Tatsache, daß hier Männchen und Weibchen ganz verschiedene „Leuchtsitten" haben: während die Weibchen ihre Laternchen ununterbrochen brennen lassen, leuchten die Männchen nur von Zeit zu Zeit. Manche Tiere wiederum glühen besonders stark auf, wenn sie gereizt werden. Das ist beispielsweise bei jenen mikroskopisch kleinen Organismen der Fall, welche die bekannte Erscheinung des „Meerleuchtens" hervorrufen. So kommt es, daß bei Anwesenheit dieser Leuchtwesen jeder Ruderschlag einen mild leuchtenden Schimmer hinterläßt: die kleinen Meereswesen scheinen die durch die Ruder hervorgerufenen Wellen und Strudel als eine unangenehme Störung zu empfinden. Was aber in diesem Falle das Leuchten den Tieren für einen Nutzen bringen soll, bleibt vorläufig durchaus rätselhaft.

Gewisse Fische wiederum senden ihr Licht ständig aus, können aber ihre Lampen auch willkürlich „abblenden". Ebenso wie bei manchen Bewohnern der Tiefsee scheinen die Leuchtorgane auch bei anderen Leuchttieren häufig im Dienste der Verteidigung zu stehen. So weiß man von einigen Krebsarten, daß sie im gereizten Zustande eine leuchtende Masse ausstoßen, die offenbar den Verfolger erschrecken oder irreführen soll. Nicht selten ist auch der Fall, daß Licht aussendende Tiere gar nicht selbst leuchten, sondern sich zu diesem Zwecke Leuchtbakterien „halten", die sich dann an bestimmten, eigens als „Lampen" eingerichteten Organen ihres Körpers in großen Mengen finden.

Dr. R. Schäfer.

Entschuldigungen

Kripp war angeklagt. Wegen Bettelns.

„Ich bin unschuldig", beteuert Kripp. „Ich habe nie in meinem Leben gebettelt."

„Aber", wirft der Richter ein, „Sie wurden ja dabei ertappt."

„Ist es meine Schuld", klagt da Kripp, daß der Groschen, den eine Frau verlor, in meine Hand fiel?"

„Na, na?!" meinte der Richter.

„In die Hand", fährt Kripp eindringlich fort, „die ich ausstreckte, um zu sehen, ob es regnete."

*

Der neue Mieter tobte. „Das ist ja eine Schweinerei! In meinem Zimmer tanzen zwei Mäuse!"

Da zuckte Frau Klawutschke die Achseln und murmelte: „Dachten Sie vielleicht, ich könnte Ihnen für Ihre 20 Mark noch 'ne Revueballett tanzen lassen?!"

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn. — Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

Sie saßen engumschlungen auf einer Bank.

„Liebling"", flüsterte er, „hast du vorher schon einmal so wie heute in der Nähe eines Mannes gesessen, zitternd und mit Tränen in den Augen?"

„Ja Geliebter", gab sie flüsternd zurück, „damals, als ich bei meinem Bruder auf dem Soziussitz saß!" (Koralle.)

*

Hilfe

„Ich muß einen Aufsatz über die Gans machen, Mutter — da könntest du mir behilflich sein — brate eine!" (Fliegende Blätter.)

*

Auskunft

Frau Brimmer riß plötzlich die Tür auf: „Minna, was macht denn der Schornsteinfeger so lange in der Küche?"

Strahlte Minna: „Was er macht? Er macht mir einen Heiratsantrag!" (Fliegende Blätter.)

*

Kein Wunder

„Emil", sagte Frau Wiedehopf, „unsere Antenne auf dem Dachboden ist gerissen!"

„Kein Wunder", knurrte Wiedehopf, „wenn die ganzen Hausbewohner ihre Wäsche darauf trocknen!" (Lustige Blätter.)

Die liebe Eitelkeit

„Alle Sterne am Himmel blicken auf uns herab, Laura!"

„Du liebe Zeit! Sitzt mein Hut auch richtig?" (Lustige Blätter.)

*

Das ist am einfachsten

Ziegler kaufte eine Tüte Rattengift.

„Wollen Sie es gleich selbst mitnehmen?" fragte der Verkäufer.

„Nein", antwortete Ziegler, „ich werde die Ratten nachher rüberschicken."

*

Strafe muß sein

„Angeln ist hier verboten! Sie müssen 3 Mark Strafe bezahlen!"

„Ich angele ja garnicht — ich bringe meinem Regenwurm das Schwimmen bei!"

„Dann ist es gut — kann ich den Wurm mal sehen?"

„Jawohl — hier ist er!"

„Aha, da müssen Sie sechs Mark Strafe bezahlen, mein Lieber! Der Regenwurm hat keine Badehose an, und für Baden ohne Hose wird eine Strafe von 6 Mark verhängt!"

Klamm kletterte auf die Kommandobrücke und tippte dem Kapitän auf die Schulter: „Sagen Sie, Käpt'n, was macht man bei Seekrankheit?"

Der brummte: „Das werden Sie bald merken!"

NEULAND
Ehewillige wenden sich seit 20 Jahren m. Erfolg an unsere zuverlässige., diskr. arbeit. Einrichtung Ausk. kostenlos. Neuland-Brief-Bund R Herne Fach 153

Nehmen Sie bitte Bezug auf den „7. Tag."

Figur und Büste verbessern Präm. m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos H. Goth Nürnberg S F 4 6

Große Freude bringt Ihnen d. mechanische Rasierapparat arbeit. o. Strom, o. Batterie. Antrieb d. eingeb. Laufwk. Preis 3.50. Rasierklg. 1 Pfg. Katal. mit viel. Neuh. grat. Gustav Kowalewski Bochum, Märk. Str. 21

Gegen Trunksucht
Dr. Odors Alkohol-Entwöhnungs-Tabletten 3. Reg.-Nr. angem. Name ges. gesch. Verlang. Sie kostenfr. Auskunft; Alte Stadt-Apotheke Wien-Mödling./W 7 Anzeige ausschneiden und aufheben!

8. Jahrg. – Nr. 44 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 29. Oktober 1939

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Wunschkonzert im Dunkeln

Erlebnis einer Regennacht

Wir haben ja bisher noch garnicht gewußt, wie dunkel eine Nacht sein kann. Wenn der Regen rieselnd niedergeht und sich schwer in den Mantel setzt, wenn der Nebel herbstlich tief hängt und dazu alle Lichter, aber auch wirklich alle, wie es die Not gebietet, erloschen sind, ja dann ist es in den Straßen der Vorstadt finster wie im Leib der Erde, pechschwarz ohne jede Schattierung.

In einer solchen Nacht — es war um die zehnte Abendstunde — war ich auf dem Weg in meine Wohnung draußen in der Vorstadt. Das heißt, ich war nicht immer auf dem Weg, oft war ich in der Gosse und oft vor einer Hauswand. Ich nahm die Brille von der Nase; denn sie konnte mir ja nicht mehr helfen, sie hätte nur leicht bei einem Anprall zersplittern können. So tastete ich vorwärts wie in jenen Träumen, in denen man jeden Schritt mit einem furchtbaren Angstgefühl tut. Ich kam mir trostlos und verlassen vor und sann auf Mittel, wie ich wenigstens Zusammenstöße mit anderen Passanten vermeiden könnte.

Wenn ich nachdenke, geschieht es manchmal, daß mir etwas einfällt. Diesmal fielen mir Schiffe ein, die im Nebel fahren. Wie machen sie es, daß sie nicht zusammenstoßen? Sie lassen die Sirenen heulen. Und was macht ein armes Menschlein, das im Dunklen tappt. Es pfeift.

Also pfiff ich. Ich pfeife nicht gut, aber an diesem Abend ging es, weil es aus Verzweiflung geschah. Ich pfiff ein Lied, einen Marsch, einen Foxtrott, ein Menuett, ich pfiff den Frühlingsstimmenwalzer und die Morgenstimmung von Grieg. Und der Regen rieselte und die Nacht blieb schwarz.

Aber sie blieb nicht stumm. Ich hörte Schritte, die mir entgegenkamen und war glücklich, wie sie mir auswichen. Einmal sagte einer neben mir: „Cis! Sie pfeifen ja C!" Ich dachte, das war sicher einer aus dem Orchester. Vielleicht war es auch der Städtische Musikdirektor. Dann gehörte das ja gewissermaßen in sein Fach.

Mit Pfeifen kommt man gut vorwärts. Das merkte ich an diesem Abend. Aber dann hörte ich Schritte hinter mir. Erst einen Schritt. Ich konnte genau feststellen: es war der Schritt einer Dame. Dann kamen aus einer Nebenstraße ein paar Schritte hinzu. Es mußten jetzt vier oder fünf Gefährten meines nächtlichen Weges sein. Ich merkte, daß sie immer im gleichen Abstand hinter mir blieben. Ich mußte unwillkürlich an den Rattenfänger von Hameln denken. Nur könnte ja mein Gepfeife nicht so lieblich sein wie das des Rattenfängers, wenn ich C statt Cis pfiff. —

Indessen, man kann nicht ununterbrochen pfeifen. Auch nicht im Dunkeln. Also legte ich eine Pause ein in der Hoffnung, daß hier in den verkehrsärmeren Vorstadtstraßen die Gefahr eines Zusammenpralls geringer sein würde. Einen Augenblick ging der Marsch schweigend durch die Dunkelheit. Ich hörte die Schritte noch hinter mir und den Regen auf einen Schirm tropfen . . .

Da meldete sich hinter mir eine liebliche Damenstimme. Es klang wie Sirenengesang an mein nächtlich verregnetes Ohr: „Bitte pfeifen Sie doch noch eins. Das Lied von der Rosemarie von vorhin!"

„Heißen Sie Rosemarie?" fragte ich expreßerisch zurück, ohne meinen Schritt zu verkürzen.

„Erraten", kam es kaum hörbar von hinten.

Also gut! Das Lied von der Rosemarie. Dann fragte ich zurück: „Weshalb gehen Sie eigentlich hinter mir her?"

„Ach, es geht sich so gut. Uebrigens, das mit dem Pfeifen ist eine gute Idee. Und: wer pfeift, ist sicher kein schlechter Mensch."

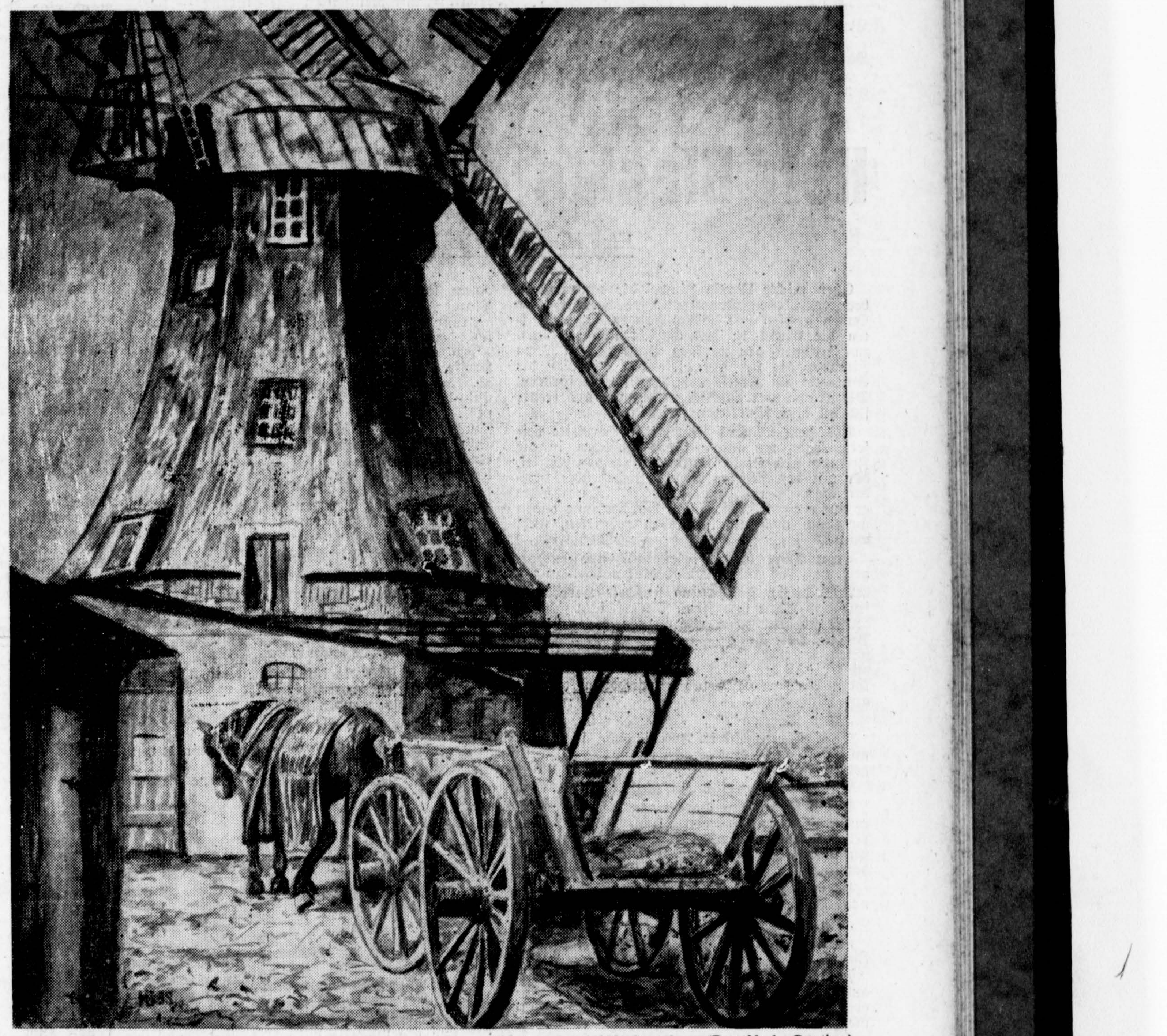
Das ehrte mich. Und ich wollte gerade wieder fortfahren zu pfeifen, da meldete sich eine Männerstimme: „Ach, pfeifen Sie doch bitte jetzt noch mal die „Kleine Nachtmusik". Ich habe Mozart so gern." Ich pfiff ein Stückchen daraus, so gut und genau ich es konnte. Wir kamen an einer Straßenkreuzung vorüber, und ich hörte, wie zwei von „meinen" Schritten sich entfernten. Vielleicht waren sie hier zu Haus. Dann hörte auch der Männerschritt auf, mitten in meinem Konzert. Ich dachte, wie schön es sein muß, eine solche Melodie aus der schwarzen Regennacht mit ins trauliche Heim zu bringen.

Jetzt hörte ich nur noch den Schritt von Rosemarie hinter mir. Wir gelangten wieder zu einer Kreuzung. Ich mußte nun links abbiegen. Der Schritt von Rosemarie ging gerade aus. Sie rief noch: „Schönen Dank auch!"

Und ich pfiff noch einmal das Lied von der Rosemarie. Nun meinte sie vielleicht, ich pfiffe es für sie. Aber ich pfiff es für meine Frau, wie ich es jeden Abend in der Nähe meines Hauses tue, damit sie weiß, daß ich komme . . .

Lk.

Irgendwo in deutschen Landen, wo noch die riesigen Flügel der Mühlen sich im weit über die Ebene heranbrausenden Winde drehen, mag der Zeichner das Motiv zu diesem Bilde gefunden haben, das ein Idyll des ländlichen Friedens darstellt, wie wir ihm überall in unserem Vaterlande auch in der Kriegszeit begegnen können. Denn heute ist die deutsche Heimat zu Lande, zur See und in der Luft durch die Kraft einer unüberwindlichen Wehrmacht so geschützt, daß kein Feind ihren arbeitsamen Tag jemals wird stören können.



„Fuhrwerk vor der Mühle" Zeichnung von H. Grambow (Bav.-Verl., Gauting)

Gruß an die Wächter

Verweht sind nun die abendlichen Reigen
der lichterreichen Werbung in den Straßen.
Auf dunklen Städten ruht ein schweres Schweigen,
in dem wir tief den Ruf der Zeit erfassen.

Verhalten sprechen wir in diesen Stunden,
doch wie ein Aufruf wirkt der Sterne Glänzen.
Wir grüßen jene, die uns eng verbunden,
die Kämpfer und die Wächter an den Grenzen.

Hans Här

Pläne in Sicherheit

Kleine Gangstergeschichte

„Lassen Sie warten! Warten erhöht die Stimmung!" knurrte Nils Banner, Winkeladvokat in einer Nebenstraße Newyorks.

„Aber es ist eine Dame und noch dazu hübsch!" mahnte das Faktotum.

„Dann erst recht und ganze zehn Minuten!" Banner studierte sein Journal weiter.

Genau zehn Minuten später betrat Miß Alford, wie sie sich vorstellte, den Raum. Banner blickte überrascht auf. So viel Schönheit und so viel Duft in seinem trüben Gelaß! Aber er ließ es sich nicht merken, daß er im Bann der holden Erscheinung stand. Mit barscher Stimme fragte er nach den Wünschen. Die lächelnde Schönheit machte es sich in dem altersschwachen Sessel so bequem als nur möglich, wobei sie zwei schlanke Beine übereinanderschlug.

„Sie haben gestern Abend noch Besuch gehabt, Mister Banner!" begann Miß Alford.

„Ich empfange oft Besuche", war die Antwort.

„Aber diesmal war die Unterredung doch so wichtiger Natur, daß Sie genau wissen, was ich meine. Ich spreche von Präsident Corthy!"

Banner war bestürzt. „Was wissen Sie davon?"

„Ich weiß alles!" klang es siegessicher.

Der Advokat verlor für einen Augenblick seine Beherrschung. „Das ist unmöglich!" brüllte er. „Oder Sie kommen vom Präsidenten selbst."

„Dann brauchte ich Sie nicht zu bemühen. Ich habe Interesse an den Plänen aus ganz anderen Gründen!"

Banner hatte sich erhoben. „Sie glauben wohl, bei einem Rechtsanwalt im Armenviertel alles erreichen zu können, auch die Verletzung der Berufsehre!"

„Der Präsident ist ein schlauer Fuchs! Er hat ganz richtig kombiniert. Kein Mensch wird glauben, daß ein Corthy mit einem Nils Banner in Verbindung stehen könnte, ja, daß bei ihm seine wichtigsten Pläne sicherer sind als in den Stahlkammern seiner Bank. Aber eine Peronny läßt sich nicht täuschen!"

Banner starrte seinen seltsamen Gast mit weit aufgerissenen Augen an. „Peronny — der weibliche Gangster?"

„Eben diese!" lächelte die Schöne. „Und nun wird wohl unser Gespräch schneller zu Ende gehen! Was zahlt Ihnen der Präsident für die Aufbewahrung der Papiere?"

„Ich gebe darüber keine Auskunft!"

„Ich biete Ihnen das doppelte für einen einmaligen Einblick und garantiere Ihnen, daß die Pläne unversehrt bleiben."

„Es tut mir leid. Ich pflege mich an Verträge zu halten."

„Das Dreifache!" klang es verlockend.

„Sie brauchen sich keine Mühe zu geben!" Banner nahm seine Zeitung wieder vor.

Da erhob sich die schöne Frau, zwei zarte Arme legten sich um seine Schultern und eine betörende Stimme flüsterte ihm ins Ohr:

„Wir beide, Nils, könnten doch so gut zusammenarbeiten, wenn wir die Pläne geschickt ausnutzen. Du brauchst nur einzuschlagen

LEBENDE LATERNEN

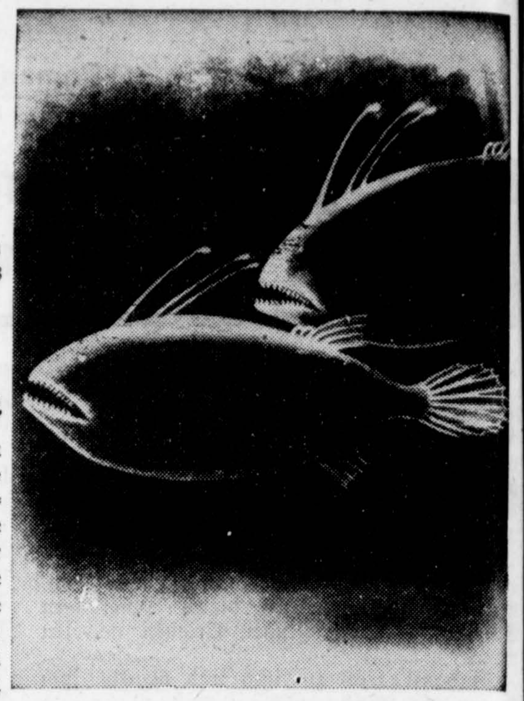
Warum funkeln die Glühwürmchen? – Tintenfisch mit roter Laterne

„Lebende Laternen" hat jeder von uns schon einmal gesehen — mag es sich um die Glühwürmchen handeln, die an warmen Sommerabenden mit ihrem Schimmer unsere Wälder und Gärten zauberhaft „illuminieren", mag es das nicht minder romantische Meeresleuchten sein, das fast jeder von einem Aufenthalt an der See her kennt. Daneben gibt es auch eine Menge Lichtquellen dieser Art, die nur in ganz bestimmten Gebieten der Erde vorkommen. So lebt in Brasilien ein großer Käfer, der so stark leuchtet, daß man ihn dort allen Ernstes als lebende „Leselampe" benutzt. Leuchtende Tiere finden sich fast in allen Gruppen des Tierreiches. Es gibt leuchtende Urtiere, leuchtende Quallen und Muscheln; auch Schnecken, Tausendfüßler, Insekten und Fische haben die Fähigkeit der Lichterzeugung — es gibt sogar einen leuchtenden Haifisch. Außerdem kennt man bis heute allein 35 leuchtende Bakterienformen und 27 leuchtende Pilzarten. Den Leuchtbakterien ist jener grünliche Schimmer zuzuschreiben, den faulendes Fleisch oder verdorbene Fische häufig in der Dunkelheit aussenden. Von den Pilzen vermag unter anderen der dem Forstmann als Waldverderber verhaßte Hallimasch Licht auszusenden.

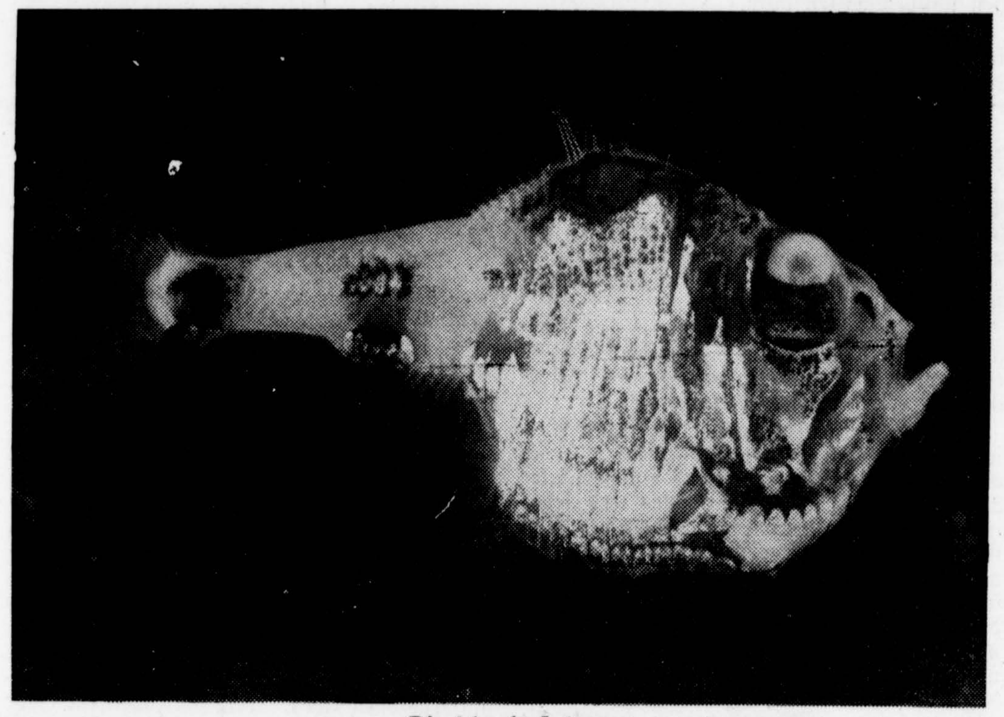
Fische schießen Blitze

Weitaus an der Spitze aller leuchtenden Tiere stehen aber die Bewohner der Tiefsee. In den dunklen Gründen der Weltmeere ist ein wahres Feuerwerk von phantastischen „Lichteffekten" zu sehen, von deren Schönheit und Vielgestaltigkeit sich wohl nur der eine Vorstellung machen kann, der dort unten selbst Beobachtungen anstellen konnte. Der bekannte Entdecker der Tiefsee, William Beebe, der als erster Mensch in einer besonders konstruierten Tauchkugel bis zu einer Tiefe von fast 1000 Meter hinabstieg und der jetzt in noch größere Meerestiefen hinabsteigen will, hat dort unten immer wieder die „lebenden Laternen" der Tiefsee gesehen. Darunter waren Fische, deren Körper mit Hunderten von „Lampen" besetzt war, die in langen Leuchtstreifen am Körper angeordnet sind; andere sandten plötzlich so starke Lichtblitze aus, daß der Forscher in seiner dunklen Kugel durch ihr Licht einige Zeit völlig geblendet wurde. Die nachtschwarze Tiefsee ist von dem dauernden Flimmern und Blitzen der Leuchttiere erfüllt — bei Beebes Tauchfahrten war der Lichtreichtum oft so groß, daß ihm die See genau wie der Himmel an einem schönen, sternklaren Abend erschien.

Besonders wunderbare Leuchtorgane besitzen manche Tintenfische. So kennt die Wissenschaft schon seit einiger Zeit einen Meeresbewohner dieser Art, der eine ganze Kette verschiedenfarbiger „Lampen" besitzt. Eine dieser Lampen leuchtet ultramarinblau, eine andere rubinrot, wieder eine andere himmelblau. Diese verschiedenen Farben werden nur teilweise direkt erzeugt; in manchen Fällen — beispielsweise bei dem Rotlicht des eben genannten Tintenfisches — verursacht eine rote „Vorsatzlinse", durch die das Licht der Leuchtorgane gehen muß, die Färbung. Manche dieser Lampen werden von den Tieren anscheinend beliebig „abgeblendet" oder erleuchtet. Ein anderer Tintenfisch, der nur in sehr großen Tiefen vorkommt, besitzt riesige, weißleuchtende „Scheinwerfer" am Kopf und an den Spitzen seiner langen Arme orangefarbige „Bullenaugen", die ihm ein außerordentlich seltsames Aussehen geben. Manche Tiefseetiere stoßen, wenn sie von ihren Feinden verfolgt werden, große Mengen einer leuchtenden Substanz aus und blenden dadurch den Gegner — hier wirken also die „Laternen" als Verteidigungsmittel.



Leuchtende Tiefseefische



Die lebende Laterne
Ein leuchtender Tiefseefisch, der sogenannte Beilfisch
Fotos (3): Wissenschl. Nachrichten-Zentrale

Der sogenannte Sternbildfisch, der ebenfalls leuchtet

„Kaltes Licht" – ein Ideal der Technik

Die Leuchtorgane der Tiere stellen nun interessanterweise für unsere Techniker eine geradezu ideale Lösung des Beleuchtungsproblems dar. Auch die modernste Glühlampe fühlt sich bekanntlich nach kurzer Brenndauer warm an: ein Teil der elektrischen Energie geht also, statt zu leuchten, nutzlos als Wärme verloren. Bei den Glühwürmchen und vielen anderen leuchtenden Tieren hat man mit den empfindlichsten Thermometern und sonstigen Meßgeräten zunächst überhaupt keine Wärmeentwicklung feststellen können. Erst durch Heranziehung raffinierter elektrischer Methoden wurde in letzter Zeit festgestellt, daß tatsächlich auch in den tierischen Leuchtorganen eine winzige Temperaturerhöhung auftritt. Die „Lichtausbeute", wie der Fachmann sagt, beträgt hier 80 bis 92 Prozent!

Die Technik arbeitet schon seit Jahren an dem Problem, ein ähnlich rationelles Licht zu erzeugen. Die alten Glühbirnen waren von diesem Ideal allerdings sehr weit entfernt, denn von der elektrischen Energie, die durch eine Kohlenfadenlampe geschickt wird, verwandeln sich nur 4 Prozent in Licht, während die restlichen 96 Prozent als Wärme in Erscheinung treten, also vergeudet werden. Aber auch bei den modernsten elektrischen Birnen ist der Wärmeverlust noch sehr bedeutend. In Ausnahmefällen erzielt die Technik heute eine Lichtausbeute von etwa 50 Prozent, z. B. bei den sogenannten Quecksilberhochdrucklampen. Aber in diesem Falle tritt ein anderer Nachteil gegenüber dem tierischen Licht in Erscheinung: ein Teil des ausgesandten Lichtes besteht aus ultravioletten Strahlen, die für das menschliche Auge nicht sichtbar sind. Die leuchtenden Tiere senden dagegen fast keine ultraviolette Strahlen aus.

Warum leuchten die Tiere?

Man sollte meinen, es sei für den Biologen eine leicht zu beantwortende Frage, welche Bedeutung das Leuchten für die verschiedenen Besitzer von Leuchtorganen habe. In Wahrheit ist aber gerade über dieses Problem wenig bekannt. Man weiß, daß das Licht in manchen Fällen, so beim Glühwürmchen, dem Sichfinden der Geschlechter dient. Seltsam ist aber die Tatsache, daß hier Männchen und Weibchen ganz verschiedene „Leuchtsitten" haben: während die Weibchen ihre Laternchen ununterbrochen brennen lassen, leuchten die Männchen nur von Zeit zu Zeit. Manche Tiere wiederum glühen besonders stark auf, wenn sie gereizt werden. Das ist beispielsweise bei jenen mikroskopisch kleinen Organismen der Fall, welche die bekannte Erscheinung des „Meerleuchtens" hervorrufen. So kommt es, daß bei Anwesenheit dieser Leuchtwesen jeder Ruderschlag einen mild leuchtenden Schimmer hinterläßt: die kleinen Meereswesen scheinen die durch die Ruder hervorgerufenen Wellen und Strudel als eine unangenehme Störung zu empfinden. Was aber in diesem Falle das Leuchten den Tieren für einen Nutzen bringen soll, bleibt vorläufig durchaus rätselhaft.

Gewisse Fische wiederum senden ihr Licht ständig aus, können aber ihre Lampen auch willkürlich „abblenden". Ebenso wie bei manchen Bewohnern der Tiefsee scheinen die Leuchtorgane auch bei anderen Leuchttieren häufig im Dienste der Verteidigung zu stehen. So weiß man von einigen Krebsarten, daß sie im gereizten Zustande eine leuchtende Masse ausstoßen, die offenbar den Verfolger erschrecken oder irreführen soll. Nicht selten ist auch der Fall, daß Licht aussendende Tiere gar nicht selbst leuchten, sondern sich zu diesem Zwecke Leuchtbakterien „halten", die sich dann an bestimmten, eigens als „Lampen" eingerichteten Organen ihres Körpers in großen Mengen finden.

Dr. R. Schäfer.

Entschuldigungen

Kripp war angeklagt. Wegen Bettelns.
„Ich bin unschuldig", beteuert Kripp. „Ich habe nie in meinem Leben gebettelt."
„Aber", wirft der Richter ein, „Sie wurden ja dabei ertappt."
„Ist es meine Schuld", klagt da Kripp, daß der Groschen, den eine Frau verlor, in meine Hand fiel?"
„Na, na?!" meinte der Richter.
„In die Hand", fährt Kripp eindringlich fort, „die ich ausstreckte, um zu sehen, ob es regnete."

*

Der neue Mieter tobte. „Das ist ja eine Schweinerei! In meinem Zimmer tanzen zwei Mäuse!"
Da zuckte Frau Klawutschke die Achseln und murmelte: „Dachten Sie vielleicht, ich könnte Ihnen für Ihre 20 Mark noch 'ne Revueballett tanzen lassen?!"

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn. — Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann: Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

Sie saßen engumschlungen auf einer Bank.
„Liebling", flüsterte er, „hast du vorher schon einmal so wie heute in der Nähe eines Mannes gesessen, zitternd und mit Tränen in den Augen?"
„Ja Geliebter", gab sie flüsternd zurück, „damals, als ich bei meinem Bruder auf dem Soziussitz saß!" (Koralle.)

*

Hilfe

„Ich muß einen Aufsatz über die Gans machen, Mutter — da könntest du mir behilflich sein — brate eine!" (Fliegende Blätter.)

*

Auskunft

Frau Brimmer riß plötzlich die Tür auf: „Minna, was macht denn der Schornsteinfeger so lange in der Küche?"
Strahlte Minna: „Was er macht? Er macht mir einen Heiratsantrag!" (Fliegende Blätter.)

*

Kein Wunder

„Emil", sagte Frau Wiedehopf, „unsere Antenne auf dem Dachboden ist gerissen!"
„Kein Wunder", knurrte Wiedehopf, „wenn die ganzen Hausbewohner ihre Wäsche darauf trocknen!" (Lustige Blätter.)

Die liebe Eitelkeit

„Alle Sterne am Himmel blicken auf uns herab, Laura!"
„Du liebe Zeit! Sitzt mein Hut auch richtig?" (Lustige Blätter.)

*

Das ist am einfachsten

Ziegler kaufte eine Tüte Rattengift.
„Wollen Sie es gleich selbst mitnehmen?" fragte der Verkäufer.
„Nein", antwortete Ziegler, „ich werde die Ratten nachher rüberschicken."

*

Strafe muß sein

„Angeln ist hier verboten! Sie müssen 3 Mark Strafe bezahlen!"
„Ich angele ja garnicht — ich bringe meinem Regenwurm das Schwimmen bei!"
„Dann ist es gut — kann ich den Wurm 'nal sehen?"
„Jawohl — hier ist er!"
„Aha, da müssen Sie sechs Mark Strafe bezahlen, mein Lieber! Der Regenwurm hat keine Badehose an, und für Baden ohne Hose wird eine Strafe von 6 Mark verhängt!"

Klamm kletterte auf die Kommandobrücke und tippte dem Kapitän auf die Schulter: „Sagen Sie, Käpt'n, was macht man bei Seekrankheit?"
Der brummte: „Das werden Sie bald merken!"

NEULAND
Ehe willige wenden sich seit 20 Jahren m. Erfolg an unsere zuverlässige., diskr. arbeit. Einrichtung Ausk. kostenlos. Neuland-Brief-Bund R Herne Fach 153

Nehmen Sie bitte Bezug auf den „7. Tag."

Figur und Büste verbessern Präm. m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos H. Goth Nürnberg S·F 46

Henko macht hartes Wasser weich
Henko-Henkel's Wasch- und Bleich-Soda

Große Freude bringt Ihnen d. mechanische Rasierapparat
arbeit. o. Strom, o. Batterie. Antrieb d. eingeb. Laufwk. Preis 3.50. Rasierklg. 1 Pfg. Katal. mit viel. Neuh. grat. Gustav Kowalewski Bochum, Märk. Str. 21

Gegen Trunksucht
Dr. Odors Alkohol-Entwöhnungs-Tabletten 3. Reg. str. angem. Name ges. gesch. Verlang. Sie kostenfr. Auskunft; Alte Stadt-Apotheke Wien-Mödling./W 7 Anzeige ausschneiden und aufheben!

8. Jahrg. – Nr. 44 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 29. Oktober 1939

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Wunschkonzert im Dunkeln

Erlebnis einer Regennacht

Wir haben ja bisher noch garnicht gewußt, wie dunkel eine Nacht sein kann. Wenn der Regen rieselnd niedergeht und sich schwer in den Mantel setzt, wenn der Nebel herbstlich tief hängt und dazu alle Lichter, aber auch wirklich alle, wie es die Not gebietet, erloschen sind, ja dann ist es in den Straßen der Vorstadt finster wie im Leib der Erde, pechschwarz ohne jede Schattierung.

In einer solchen Nacht — es war um die zehnte Abendstunde — war ich auf dem Weg in meine Wohnung draußen in der Vorstadt. Das heißt, ich war nicht immer auf dem Weg, oft war ich in der Gosse und oft vor einer Hauswand. Ich nahm die Brille von der Nase; denn sie konnte mir ja nicht mehr helfen, sie hätte nur leicht bei einem Anprall zersplittern können. So tastete ich vorwärts wie in jenen Träumen, in denen man jeden Schritt mit einem furchtbaren Angstgefühl tut. Ich kam mir trostlos und verlassen vor und sann auf Mittel, wie ich wenigstens Zusammenstöße mit anderen Passanten vermeiden könnte.

Wenn ich nachdenke, geschieht es manchmal, daß mir etwas einfällt. Diesmal fielen mir Schiffe ein, die im Nebel fahren. Wie machen sie es, daß sie nicht zusammenstoßen? Sie lassen die Sirenen heulen. Und was macht ein armes Menschlein, das im Dunklen tappt. Es pfeift.

Also pfiff ich. Ich pfeife nicht gut, aber an diesem Abend ging es, weil es aus Verzweiflung geschah. Ich pfiff ein Lied, einen Marsch, einen Foxtrott, ein Menuett, ich pfiff den Frühlingsstimmenwalzer und die Morgenstimmung von Grieg. Und der Regen rieselte und die Nacht blieb schwarz.

Aber sie blieb nicht stumm. Ich hörte Schritte, die mir entgegenkamen und war glücklich, wie sie mir auswichen. Einmal sagte einer neben mir: „Cis! Sie pfeifen ja C!" Ich dachte, das war sicher einer aus dem Orchester. Vielleicht war es auch der Städtische Musikdirektor. Dann gehörte das ja gewissermaßen in sein Fach.

Mit Pfeifen kommt man gut vorwärts. Das merkte ich an diesem Abend. Aber dann hörte ich Schritte hinter mir. Erst einen Schritt. Ich konnte genau feststellen: es war der Schritt einer Dame. Dann kamen aus einer Nebenstraße ein paar Schritte hinzu. Es mußten jetzt vier oder fünf Gefährten meines nächtlichen Weges sein. Ich merkte, daß sie immer im gleichen Abstand hinter mir blieben. Ich mußte unwillkürlich an den Rattenfänger von Hameln denken. Nur könnte ja mein Gepfeife nicht so lieblich sein wie das des Rattenfängers, wenn ich C statt Cis pfiff. —

Indessen, man kann nicht ununterbrochen pfeifen. Auch nicht im Dunkeln. Also legte ich eine Pause ein in der Hoffnung, daß hier in den verkehrsärmeren Vorstadtstraßen die Gefahr eines Zusammenpralls geringer sein würde. Einen Augenblick ging der Marsch schweigend durch die Dunkelheit. Ich hörte die Schritte noch hinter mir und den Regen auf einen Schirm tropfen . . .

Da meldete sich hinter mir eine liebliche Damenstimme. Es klang wie Sirenengesang an mein nächtlich verregnetes Ohr: „Bitte pfeifen Sie doch noch eins. Das Lied von der Rosemarie von vorhin!"

„Heißen Sie Rosemarie?" fragte ich erpresserisch zurück, ohne meinen Schritt zu verkürzen.

„Erraten", kam es kaum hörbar von hinten.

Also gut! Das Lied von der Rosemarie. Dann fragte ich zurück: „Weshalb gehen Sie eigentlich hinter mir her?"

„Ach, es geht sich so gut. Uebrigens, das mit dem Pfeifen ist eine gute Idee. Und: wer pfeift, ist sicher kein schlechter Mensch."

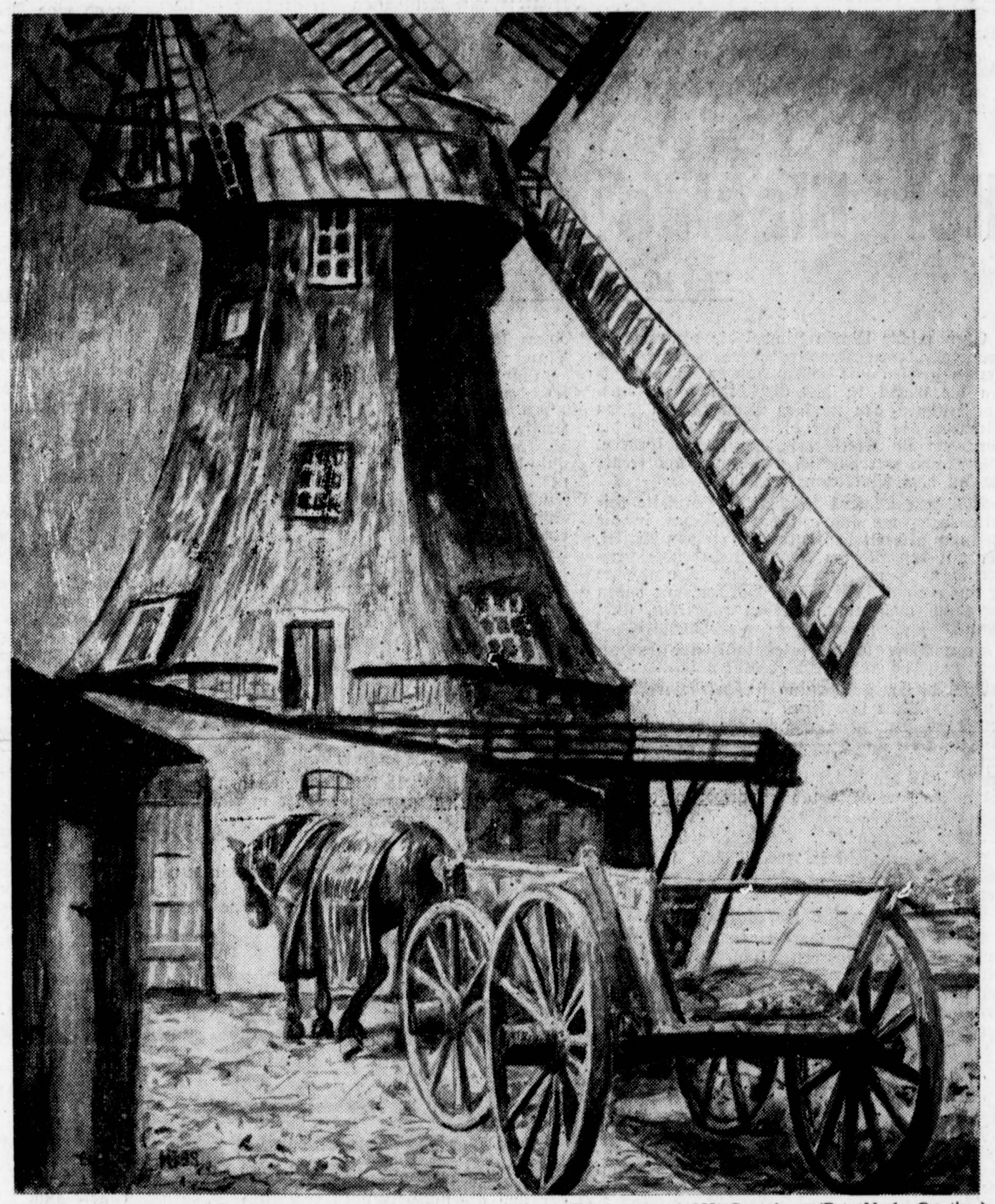
Das ehrte mich. Und ich wollte gerade wieder fortfahren zu pfeifen, da meldete sich eine Männerstimme: „Ach, pfeifen Sie doch bitte jetzt noch mal die „Kleine Nachtmusik". Ich habe Mozart so gern." Ich pfiff ein Stückchen daraus, so gut und genau ich es konnte. Wir kamen an einer Straßenkreuzung vorüber, und ich hörte, wie zwei von „meinen" Schritten sich entfernten. Vielleicht waren sie hier zu Haus. Dann hörte auch der Männerschritt auf, mitten in meinem Konzert. Ich dachte, wie schön es sein muß, eine solche Melodie aus der schwarzen Regennacht mit ins trauliche Heim zu bringen.

Jetzt hörte ich nur noch den Schritt von Rosemarie hinter mir. Wir gelangten wieder zu einer Kreuzung. Ich mußte nun links abbiegen. Der Schritt von Rosemarie ging gerade aus. Sie rief noch: „Schönen Dank auch!"

Und ich pfiff noch einmal das Lied von der Rosemarie. Nun meinte sie vielleicht, ich pfiffe es für sie. Aber ich pfiff es für meine Frau, wie ich es jeden Abend in der Nähe meines Hauses tue, damit sie weiß, daß ich komme . . .

Lk.

Irgendwo in deutschen Landen, wo noch die riesigen Flügel der Mühlen sich im weit über die Ebene heranbrausenden Winde drehen, mag der Zeichner das Motiv zu diesem Bilde gefunden haben, das ein Idyll des ländlichen Friedens darstellt, wie wir ihm überall in unserem Vaterlande auch in der Kriegszeit begegnen können. Denn heute ist die deutsche Heimat zu Lande, zur See und in der Luft durch die Kraft einer unüberwindlichen Wehrmacht so geschützt, daß kein Feind ihren arbeitsamen Tag jemals wird stören können.



„Fuhrwerk vor der Mühle" Zeichnung von H. Grambow (Bav.-Verl., Gauting)

Gruß an die Wächter

Verweht sind nun die abendlichen Reigen
der lichterreichen Werbung in den Straßen.
Auf dunklen Städten ruht ein schweres Schweigen,
in dem wir tief den Ruf der Zeit erfassen.

Verhalten sprechen wir in diesen Stunden,
doch wie ein Aufruf wirkt der Sterne Glänzen.
Wir grüßen jene, die uns eng verbunden,
die Kämpfer und die Wächter an den Grenzen.

Hans Här

Pläne in Sicherheit

Kleine Gangstergeschichte

„Lassen Sie warten! Warten erhöht die Stimmung!" knurrte Nils Banner, Winkeladvokat in einer Nebenstraße Newyorks.

„Aber es ist eine Dame und noch dazu hübsch!" mahnte das Faktotum.

„Dann erst recht und ganze zehn Minuten!" Banner studierte sein Journal weiter.

Genau zehn Minuten später betrat Miß Alford, wie sie sich vorstellte, den Raum. Banner blickte überrascht auf. So viel Schönheit und so viel Duft in seinem trüben Gelaß! Aber er ließ es sich nicht merken, daß er im Bann der holden Erscheinung stand. Mit barscher Stimme fragte er nach den Wünschen. Die lächelnde Schönheit machte es sich in dem altersschwachen Sessel so bequem als nur möglich, wobei sie zwei schlanke Beine übereinanderschlug.

„Sie haben gestern Abend noch Besuch gehabt, Mister Banner!" begann Miß Alford.

„Ich empfange oft Besuche", war die Antwort.

„Aber diesmal war die Unterredung doch so wichtiger Natur, daß Sie genau wissen, was ich meine. Ich spreche von Präsident Corthy!"

Banner war bestürzt. „Was wissen Sie davon?"

„Ich weiß alles!" klang es siegessicher.

Der Advokat verlor für einen Augenblick seine Beherrschung. „Das ist unmöglich!" brüllte er. „Oder Sie kommen vom Präsidenten selbst."

„Dann brauchte ich Sie nicht zu bemühen. Ich habe Interesse an den Plänen aus ganz anderen Gründen!"

Banner hatte sich erhoben. „Sie glauben wohl, bei einem Rechtsanwalt im Armenviertel alles erreichen zu können, auch die Verletzung der Berufsehre!"

„Der Präsident ist ein schlauer Fuchs! Er hat ganz richtig kombiniert. Kein Mensch wird glauben, daß ein Corthy mit einem Nils Banner in Verbindung stehen könnte, ja, daß bei ihm seine wichtigsten Pläne sicherer sind als in den Stahlkammern seiner Bank. Aber eine Peronny läßt sich nicht täuschen!"

Banner starrte seinen seltsamen Gast mit weit aufgerissenen Augen an. „Peronny — der weibliche Gangster?"

„Eben diese!" lächelte die Schöne. „Und nun wird wohl unser Gespräch schneller zu Ende gehen! Was zahlt Ihnen der Präsident für die Aufbewahrung der Papiere?"

„Ich gebe darüber keine Auskunft!"

„Ich biete Ihnen das doppelte für einen einmaligen Einblick und garantiere Ihnen, daß die Pläne unversehrt bleiben."

„Es tut mir leid. Ich pflege mich an Verträge zu halten."

„Das Dreifache!" klang es verlockend.

„Sie brauchen sich keine Mühe zu geben!" Banner nahm seine Zeitung wieder vor.

Da erhob sich die schöne Frau, zwei zarte Arme legten sich um seine Schultern und eine betörende Stimme flüsterte ihm ins Ohr:

„Wir beide, Nils, könnten doch so gut zusammenarbeiten, wenn wir die Pläne geschickt ausnutzen. Du brauchst nur einzuschlagen

und unser Abkommen ist perfekt. Im ersten Monat Reingewinn von mindestens 20 000 Dollar!"

Banner nahm die zarten Hände ganz langsam von seinen Schultern und erhob sich schwerfällig. „Nein! Und abermals nein!" sagte er heiser. Als er sich umwandte, sah er in den drohend auf ihn gerichteten Lauf eines Browings.

„Wenn sie nicht vernünftig sein wollen, muß eben das da sprechen! Nehmen Sie die Hände hoch, und sagen Sie mir, wo die Pläne sind!" Kalt und hart klang die Stimme. Aber Banner schmunzelte gelassen: „Bei jüngeren Kollegen werden Sie vielleicht Erfolg damit haben, bei mir nicht! Es erhöht höchstens meine Stimmung!"

Belustigt verfolgte er die Bemühungen der Besucherin, deren Finger in den Schubfächern des Schreibtisches und im geöffneten Geldschrank nach den Dokumenten suchten.

„Vielleicht darf ich meine Arme wieder herabnehmen. Ich werde Sie in Ihrer Beschäftigung bestimmt nicht stören", spöttelte Banner.

„Ich bin auch am Ende! Sie haben die Akten gut versteckt!"

Die Schöne hatte ihr Lächeln wieder und die Waffe war verschwunden.

„Habe ich Sie sehr geängstigt, lieber Mister Banner?" fragte sie.

„O nein! Ich bin für erhöhte Stimmungen!"

„Und ich für erhöhte Gebühren! Im Auftrage meines Chefs, des Präsidenten Corthy, darf ich Ihnen das doppelte Honorar für treue Bewachung seiner Pläne aushändigen und zugleich die richtigen Papiere übergeben. Bis zu dieser Prüfung befanden sie sich nämlich in meinem Besitz. Wo sind nun die Dokumente?"

Banner zögerte unsicher. Doch Miß Alford zerstreute seine Bedenken. „Sie können mir jetzt getrost aufs Wort glauben, lieber Freund. In dem versiegelten Paket befinden sich nur alte Zeitungen. Oeffnen Sie getrost."

„Dann muß ich Sie bitten, aufzustehen!" sagte Banner und entnahm dem Sitz des Besucherfessels die Papiere, die beim Oeffnen die Angaben der schönen Frau bestätigten. Er legte die richtigen Pläne zurück und nahm die Dollarscheine in Empfang. „Und wer sind Sie nun?" fragte er die geheimnisvolle Besucherin. „Ich bin Virginia Corthy, und Sie werden sicher meinen Vater überzeugen können, daß er mich nicht vergebens Schauspielerin werden ließ!"

„Gewiß! sagte Banner und brachte seinen Gast zur Türe. Dann ging er zum Fernsprecher, wählte mit Bedacht eine Nummer und fragte: „Wie viel sagten Sie gestern? — 1000 Dollar? — Ja, die richtigen Pläne habe ich soeben erhalten. Sie können sie jederzeit einsehen. Aber da die Angelegenheit mit beträchtlichen Schwierigkeiten verbunden war, sagen wir lieber 2000 Dollar! Das erhöht die Stimmung!"

Herr Blasius Zimpel jagt

Eine Humoreske von Victor Arthur Schunck

Eben reichte Maria Zimpel die dampfenden, braungebackenen Kartoffelpuffer herum. Die Buben griffen mit vollen Händen zu, versenkten die Gabel in das Gericht und lauschten zwischendurch den witzigen Bemerkungen Papa Zimpels, der sich auf diese Art bemühte, die Eintracht im Kreise der Familie zu fördern. Die Mama war glücklich wie immer und freute sich an dem häuslichen Frieden.

Als Herr Blasius Zimpel die Serviette beiseite legte, um sich auf ein Weilchen in die Zeitung zu vertiefen, entdeckte er einen Artikel, der mit den Worten „Mehr Liebe" überschrieben war. Herr Zimpel lächelte. Dann sagte er auf einmal: „Sieh mal, Dorchen, wir haben uns doch noch nie im Leben gestritten, nicht wahr?"

Frau Dore lächelte gleichfalls und entgegnete, daß das auch nicht absolut notwendig sei.

Nach dieser Feststellung wendete Herr Blasius das Blatt und Frau Dore schickte sich an, den Tisch abzudecken. Kaum aber hatte sie die Platte in die Hand genommen, da tat sie einen leisen, unterdrückten Schrei, setzte das Geschirr wieder auf den Tisch und sah voll Schreck auf ihren Gatten. Der sah hinwiederum erstarrt auf seine Frau.

„Aber Dorchen!?"

Dorchen, entgeistert, kreidebleich, stieß nur mühsam heraus: „Hast du das Rascheln gehört?"

Blasius: „Was für ein Rascheln?"

Schon stieß Frau Dore einen zweiten Schrei aus und sprang auf den Stuhl. Herr Blasius erhob sich ebenso impulsiv. Vom Spielzimmer stürzten die inzwischen verdufteten Kinder herein und schrien aus Ueberzeugung mit.

Herr Blasius warf entschlossen seinen Stuhl nach hinten und jagte durch die Bude.

„Wo ist das Vieh!"

„Jetzt wieder! Hörst du's?" rief Mama Zimpel.

Frau Dore stand immer noch knieschlotternd auf ihrem Stuhl und deutete unter abermaligem Aufschrei auf eine andere Stelle des Zimmers.

„Hierher, Blasi! Dorthin, Blasi!"

Blasi stürzte schweißtriefend bald hierhin, bald dorthin. Die Maus suchte unterdessen verzweifelt nach einem geeigneten Ausweg. Die mörderische Jagd schien ihr die Sinne verwirrt zu haben, denn das Loch, dem sie ja schließlich einmal entschlüpft sein mußte, fand sie nicht wieder. Sie vertrieb sich daher einstweilen die Zeit, mit ihren lächerlichen Sprüngen Papa Blasius zu reizen. Aufs höchste zu reizen! Endlich setzte sie haarscharf an Frau Dore vorbei. Abermals auf den Schrei der empfindlichen Dame näher einzugehen, wäre zwecklos. Jedenfalls trieb das Entsetzen sie auf die Tischplatte. Die Schüssel mit der weinroten Pflaumentunke erfuhr einen Tritt, kippte, kollerte herunter und ging in Scherben. Ein neuer Schreckensruf! Die Kinder gewannen mit der Zeit Spaß an dem tollen Getriebe und gröhlten aus Leibeskräften.

Die Maus sprang in wunderbaren Sätzen gleich einem virtuosen Parterreakrobaten durch das Zimmer und stieß hin und wieder einige jämmerliche Klagelaute über ihre bedauernswerte Lage aus. Als sie eben zwischen Papa Blasius' Beine setzte, wich der Erschreckte einen Schritt nach hinten und fiel über den umgekippten Stuhl. Frau Dore schwamm in Tränen und sah dann mit Furcht und Grauen, wie ihre starke Ehehälfte, die sich wutentbrannt aus ihrer peinlichen Stellung erhob, die Schreibtischschublade herauszog. In Ahnung des wahnwitzigen Vorhabens flehte Frau Dore händeringend:

„Aber Blasi, du wirst doch am Ende nicht schießen?!"

„Ja, Dorchen," sagte er, „du hast recht, es ist nicht gut, wenn man schießt; es könnte vielleicht ein Unglück geschehen."

Bei diesen Worten sprang die Maus kühn auf den Tisch. Mit einem Satz saß sie auf der Lampe. Dorchen schrie abermals gellend um Hilfe.

Blasius Zimpel schob wie ein rasender Berserker in die Kammer. Bewaffnet mit einem langen Besen trat er wieder auf den Plan.

„Warte, du Elende!" schnaubte er, „dir werde ich es zeigen, wer Blasius Zimpel ist!"

Im Augenblick wirbelte die Stange im Kreise durch die Luft. Der Besen löste sich ab, flog zur Decke, durchlöcherte die Glühbirne und legte das Zimmer in ägyptische Finsternis. Hilferufend nahmen die Buben die Flucht. Frau Dore kreischte, als stäke sie am Spieß. Blasius aber kämpfte großartig wie ein Spartaner, stach in der Bude herum, demolierte die Fensterscheiben, zerstörte das Geschirr und brachte den Glasschrank in Trümmer. Als ihn zuletzt ein verstreutes Möbelstück aufs neue zu Fall kommen ließ, saß er in einem Haufen von zersplittertem Glas und Porzellan. Seine Zornesader schwoll noch mehr, dann aber besann er sich. Der Selbsterhaltungstrieb riet ihm, Vorsicht walten zu lassen. Behutsam ließ er seine Finger über das Feld der Verwüstung gleiten.

Da weiteten sich plötzlich Blasius' Augen. Ein Gefühl unbeschreiblicher Begeisterung beschlich ihn. Die Hand, die eben noch in Scherben wühlte, sie hielt im Moment einen eigentümlich weichen, warmen Körper umklammert. Papa Blasius Zimpel strahlte.

„Dorchen! Dorchen!" rief er überwältigt. „Licht! Licht!"

Der Schimmer einer Kerze schwamm durch die Stube. Der beglückte Hausherr sah mit einem glorreichen Jubelblick auf seine Frau.

„Da sieh, Dorchen, sieh! Sieh dir das an! Die Maus, das verfluchte Vieh, hier, Dorchen, hier halte ich's in meiner Faust. Sieh!"

Und langsam mit grandioser Siegermiene, löst Papa Blasi den Klammergriff.

In dieser Sekunde gellte ein letzter Schrei. Völlig zerquetscht lag auf der Hand des Herrn Blasius Zimpel ein — Kartoffelpuffer.

Wer kennt Atlantisia?

Der merkwürdigste Vogel der Welt kann nicht fliegen und lebt in Höhlen auf der einsamsten Insel der Welt

Die Insel Inaccessible, die Unzulängliche, hat die Merkwürdigkeiten ihrer Natur bewahren können, und diese charakterisieren sie besser als irgend etwas anderes. Hier finden wir den großen Albatros, hier wächst der seltsame Pfeffer, und hier lebt vor allem — Atlantisia. Viele weltabgeschiedene Inseln sind von ähnlichen Merkwürdigkeiten bewohnt, aber keine von so seltsamen Geschöpfen wie diese interessanten Verwandten unserer heimischen Wasserrallen. Der wirklich einzige Ort auf der Welt, an dem der Vogel vorkommt, ist, soweit wir wissen, Inaccessible, und noch hat niemand eine Beschreibung davon geben können, wie er in seiner Welt eigentlich lebt. Schon bei der ersten Challenger-Expedition 1837 wurde man darauf aufmerksam, daß auf Inaccessible ein eigentümlicher Vogel lebte. Aber man hielt ihn für einen ganz anderen Vogel und beachtete ihn nicht weiter. Zwei andere Expeditionen machten mißglückte Versuche, des Vogels habhaft zu werden, doch kamen die ersten Exemplare 1926 auf anderen Wegen in die Hände der Wissenschaftler — drei Bälge nur und ein Exemplar in Alkohol. — —

Ich wähle für die Entdeckung der Atlantisia die schwarze Nacht

Aus unterirdischen Höhlen unter mir vernehme ich ein verrücktes Geschwätz. Ich beuge mich hinunter und lausche. Meine Phantasie erhitzt sich: deutlich höre ich einen ganzen Chor erzürnter alter Weiber. Sie keifen und schimpfen — die eine immer lauter als die andere. Das wäre etwas für unsere Volksmärchendichter, wenn solche Stimmen plötzlich in einer Sommernacht laut würden. Die zornigste höre ich ganz deutlich in heiserem Diskant: „Geschwätz, Geschwätz, Geschwätz — uff, uff — je gehört — nein nein nein — Geschwätz." Darauf der ganze Chor in steigender Erregung: „Geschwätz, Geschwätz — red' lauter, red' lauter — Geschwätz, Geschwätz." Diese alten Heren mit ihrer phantastischen Redegabe sind keine anderen als die whalebirds oder nigh(t)birds, wie sie auf Tristan genannt werden. Das Gespenst hält sich am liebsten in tiefen Löchern auf und ist auch in des Wortes wahrster Bedeutung ein Großmaul, denn der riesige Schnabel hat dem Vogel den Zunamen des Wals eingetragen. Ich hatte gerade einen Bach überquert und suchte mit dem Licht seine beiden Ufer ab, als ich ein schwaches „tikk" aus einer bestimmten Richtung höre, über die das Licht hinging. Mit einem Ruck bleibe ich stehen. Ich lasse den Lichtkegel umherwandern. Sobald er über dieselbe Stelle streicht, höre ich wieder den gleichen behutsamen Laut. Wie das Chamäleon auf der Fliegenjagd schiebe ich mich äußerst vorsichtig vor, indem ich jede Minute nur eine Bewegung mache. Hin und wieder ertönt der Laut nur ein halbe Meter von mir entfernt! Ab und zu sehe ich, wie sich ein Blatt oder ein Grashalm bewegt, der mir etwas verrät, was ich nicht sehen kann.

Endlich erblicke ich eine von ihnen! Zuerst nur zwei brandrote, dicht beieinander liegende Augen. Dann kommt plötzlich im Licht ein so ungeheuer kleines und zierliches Geschöpf zum Vorschein, daß sich meiner das Gefühl bemächtigt,

ich erlebte wie in einem Traum etwas ganz Unglaubliches

Hätte ich es nur gewagt, ich hätte mir in den Arm gekniffen. Alle Vorstellungen, die ich mir im voraus von diesem Zusammentreffen gemacht hatte, waren tot und nichtssagend. Einen Augenblick nur entsinne ich mich einer kleinen Photographie eines „Kiwi"; die gleichen lockeren, aufgeplusterten Federn ... was für ein primitiver Vogel! Sehe ich nun in diesem Augenblick ein Bild, das vor Millionen von Jahren schon das gleiche war? Lief derselbe Vogel hier schon in der Tertiärzeit umher? In der Kreidezeit? Stammt er von Vorfahren ab, die nie die Kunst des Fliegens gekannt haben? Wie aber konnte hier in einem solchen Falle ein Vogel leben, ohne daß Tristan mit größeren Landmassen in Verbindung gestanden hat? Liegt es vielleicht näher, anzunehmen, daß seine Vorfahren als Flieger tüchtig genug waren, um über die Ozeane vorzustoßen? Wie aber konnte sich dann auf diesem Punkt im Meer ein Nichtflieger aus diesen Zugvögeln entwickeln?

Mit einem Ruck erwache ich aus meinen Träumen. Das ist im höchsten Grade Wirklichkeit: Atlantisia trippelt nun zwischen den Tussockwurzeln hin und her. Sie bleibt einen Augenblick auf einem Tussockzweig sitzen und putzt sich. Da packe ich zu! Atlantisia, der merkwürdigste, heute noch lebende Vogel der Welt! Endlich war es mir gelungen, ihn in meiner Hand zu halten. Nur noch ein einziges Mal gelang es mir, den Vogel mit den Händen zu greifen — dieses Mal am lichten Tage und natürlich mit derselben ungeheuren Vorsicht. Eines Tages kam auch Dunne mit einer Atlantisia, die er gefangen hatte — die Götter mögen wissen wie. Der Vogel ist nämlich in seinen Bewegungen blitzschnell und steht in dieser Beziehung dem Hermelin nicht sehr viel nach.

Wir machten auch den Versuch, den Vogel in Gefangenschaft zu halten

und trugen uns sogar mit Plänen, ihn lebend nach Norwegen zu bringen. Aber da stieß ich auf eine unüberwindliche Schwierigkeit. Daß es sich trotzdem durchführen ließe, ist eine andere Sache, aber eine dauerhafte Kost zu finden, gelang mir nicht. Die ersten Versuche endeten alle damit, daß die Vögel nach ziemlich genau vier Tagen starben. Eine andere Kost als lebendes Getier wollten sie nicht annehmen. Mönchsläuse, Tausendfüßler und ähnliches schien ihnen zu schmecken. Wir konnten jedoch nicht genug davon herbeischaffen; außerdem hätte ich auch nicht die Möglichkeit gehabt, ihnen ein solches Futter auf der monatelangen Heimreise zu verschaffen. Schließlich gelang es mir, ein einziges Exemplar 14 Tage lang nur mit Büchsenmilch am Leben zu erhalten. Dieses eine gelangte auch noch nach Tristan, aber die Ueberfahrt war wohl doch eine zu harte Anforderung an das Tier gewesen. Es lebte noch einen Tag lang und kam also n i e n a c h E u r o p a.

Die Tristaniten erzählen, daß Atlantisia im November mit dem Nestbau beginnt. Wie ein Tunnel wird es ganz unten im Tussock angelegt, und dort legen sie zwei Eier, nicht mehr. Die sind weiß und braun gesprenkelt. Die Jungen waren im Februar voll ausgewachsen, oft größer als die Eltern und beinah schöner als sie, glänzend schwarz und graziös in ihren Bewegungen; außerdem hatten sie braune Augen, nicht rote wie die Eltern. — Einen Feind, der wirklich die Existenz des Vogels bedroht, gibt es auf Inaccessible noch nicht. Aber früher oder später werden die Ratten kommen, und im gleichen Augenblick wird Atlantisia sterben müssen.

(Aus: Erling Christophersen „Tristan da Cunha", die einsamste Insel der Welt, Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin.)

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn. — Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

Geflüster im Tunnel

Von Bastian Schneider

Der D-Zug rollte durch die lachende Frühlingslandschaft.

Amandus löste den bewundernden Blick von der ihm gegenübersitzenden exotischen Schönen, die, in eine große ausländische Zeitung vertieft, keinen seiner Annäherungsversuche beachtete, seufzte und sagte zu seinem faul in der Wagenpolsterung lehnenden Freund:

„Schwere Sache, Kurt!"

„Wird dir nicht gelingen!" schmunzelte Kurt.

„Nicht gelingen!?" Amandus fühlte sich in seiner Eitelkeit verletzt. „Das werden wir sehen!" und seine Offensive fortsetzend flötete er: „Gnädigste verzeihen, wenn ich mir erlaube —"

Zwei märchenhaft blaue Augen sahen von der Zeitung auf, wurden kalt wie ein Bergsee im Vorfrühling, glitten verständnislos über Amandus hin zur Notbremse empor, verweilten sekundenlang im Leeren und senkten sich wieder auf die Zeitung.

„Wahrscheinlich kann sie nicht Deutsch!" ärgerte sich Amandus, „Du siehst doch, daß sie eine spanische Zeitung liest!"

„Sie kommt mir überhaupt spanisch vor!" sagte Kurt und setzte überlaut hinzu: „Ich verstehe deinen Geschmack nicht ... Das Haar ist viel zu wasserstoffblond, die Lippen sind zu rot geschminkt, für ihr Alter ist sie zu jugendlich gekleidet —"

Amandus starrte den Freund sprachlos an, rang nach Worten und stieß hervor:

„Bist du verrückt geworden?"

„Nein —", lachte Kurt, „nein ... Ich wollte mich nur vergewissern, ob sie uns versteht ... Jede Frau wäre über diese Komplimente aufgefahren — wie du siehst, liest dein Ideal ruhig weiter ... Wie willst du dich also mit ihr verständigen?"

„Sehr einfach ... Im nächsten Tunnel gebe ich ihr einen Kuß, das ist eine internationale Sprache —"

„Kuß?" Kurt sah den Freund zweifelnd an. „Wetten wir, daß du den Mut nicht aufbringst —"

„Lachhaft ... Ich halte jede Wette!"

„Hundert Mark!"

„Zweihundert!"

„Schön — zweihundert!" nickte Kurt. „Ich bin neugierig!"

Die Freunde saßend schweigend. Amandus rüstete zum Angriff, die Dame las unbekümmert weiter und als der Zug, den Tunnel verlassend, wieder in den Sonnenschein hinausrollte, seufzte Amandus mutlos:

„Daß die Tunnels nicht länger sind ... Man hat ja kaum Zeit, sich einen Anlauf zu nehmen!" und die Brieftasche ziehend reichte er dem Freund zwei Hundertmarkscheine. „Da — nimm—"

Kurt rieb sich die Hände.

„Danke ... Lieber Junge, auf diese Weise wird sich mein Frühlingsaufenthalt am Rhein bedeutend verbilligen ... Wenn du vielleicht noch einmal wetten willst, jetzt kommt ein längerer Tunnel — ich halte fünfhundert Mark —"

„Hältst du mich für einen Feigling?" entrüstete sich Amandus. „Tausend wenn du willst — das ist alles, was ich bei mir habe!"

„Topp ... Tausend ... Und ich werde mich auf den Korridor zurückziehen, um dich nicht zu stören ... Daß du mich nicht beschwindelst, dafür bürgen mir die rotgeschminkten Lippen deiner Schönen!"

„Und wenn sie kußecht sind?" sagte Amandus mit Galgenhumor.

„Dann werde ich die Ohrfeige hören ... Also — Glück auf!"

Kurt schob die Abteiltür zurück. Die Lokomotive pfiff gellend, rasch wurde alles von der Dunkelheit verschluckt und donnernd brauste der Zug durch die Finsternis.

Amandus sah die rotglühenden Funken, die an dem Fenster vorüberstoben, sein Herz pochte, er kämpfte mit sich und schon wollte er verzichten, verzichten auf den Kuß und damit auf den langersehnten Urlaub, als er eine schmale, zarte Hand fühlte, die nach der seinen tastete.

Ein berauschend duftender Frauenkörper saß plötzlich ganz nahe bei ihm, ein weiches Lippenpaar preßte sich auf seinen Mund, dann flüsterte ihm eine zwitschernde Stimme ins Ohr:

„... Hasenfuß ... Dummerl ... Aber an dem Gewinn bin ich zur Hälfte beteiligt — ja?"

Die Zigaretten-Dose der Königsdragoner

Roman von Franzhans von Schönthan

Copyright by Prometheus-Verlag, Göbenzell bei München

2. Fortsetzung

Marietta war wunschlos zufrieden und glücklich mit ihrem „Raubritter" und auch mit sich, mit diesem Gesicht, das ihr jetzt unter dem blumengeschmückten Frühjahrshütchen aus dem Spiegel entgegenlachte.

Herrgott, was kann man noch mehr vom Leben verlangen? ... Jung, schön, berühmt, eine neue Liebe, ein neues Auto, ein neuer Frühlingshut und dazu dieser herrliche Frühlingstag!

Aber was war denn da los? ... Alles war wie ausgestorben, warum kam denn niemand, um sie zu begrüßen und um sie zu bewundern? ... Waren sie denn noch immer nicht fertig? ... Wo steckte der Stohansl und die anderen? ... Marietta ließ laut und gedehnt ihr Boschhorn ertönen, vielleicht tat sie dieses nur gerade deswegen, weil es streng verboten war. Das wirkte!

Im Nu war ihr Wagen von einer Schar staunender Komparsen umringt, sie wurde angestarrt, bewundert, und fachmännische Gutachten über den neuen Wagen wurden abgegeben.

Manche der sehr hübschen Mädchen dachten wohl auch: ... warum denn gerade die? ... Warum sitze ich nicht auch einmal in solch einem blitzblanken Ding, mit Radio, und rase, von Musik begleitet, über die Avus, anstatt mich in der Stadtbahn herumdrücken zu müssen.

Da war auch endlich der Peter, Marietta strahlte ihn an. Aber Peter Stohansl hatte scheinbar gerade jetzt den Kopf voller Sorgen:

„Du hast doch heute drehfrei" — sagte er ziemlich nüchtern —, „stell doch endlich das furchtbar brüllende Ding ab, man versteht ja sein eigenes Wort nicht."

Marietta sah ihn erstaunt an, krauste etwas beleidigt die kecke Nase und dachte natürlich erst recht nicht daran, das Radio abzustellen. Was fiel denn dem Peter eigentlich ein, wollte er ihr die gute Laune verderben? ... Sie waren zwar beste Freunde, lebten aber sozusagen stets in bewaffnetem Friedenszustand. Stohansl fürchtete Mariettas unberechenbare Launen, und sie konnte ihn nicht ausstehen, wenn er nicht sofort stets das tat, was sie gerade wollte. Aber heute, da konnte ihr keener! ... auch nicht der gute Peter. Was ging es sie an, wenn ihm eine Laus über die Leber gelaufen war.

Darum lächelte sie ihn auch besonders verführerisch an:

„Liebling, warum willst du gerade an mir deine schlechte Laune auslassen, ich komme ja gar nicht, um dich zu besuchen, ich warte auf Pfeil, den du mir jetzt sofort holen darfst."

Stohansl ärgerte sich, denn er konnte es nicht vertragen, wenn Marietta ihn „Liebling" nannte, und außerdem hatte er gerade an die erkrankte Käthe gedacht, um die er sich Sorgen machte, und auch an diesen lästigen Amerikaner, der für übermorgen erwartet wurde und dem zuliebe heute, ausgerechnet an einem Sonnabend, schon alles auf dem Kopf stand. Darum sagte Stohansl auch verärgert und ohne jede weitere Erklärung:

„Denk du lieber daran, daß du am Montag einmal ganz pünktlich da bist, wir erwarten den Amerikaner."

„Ich pfeife auf alle Amerikaner."

„Na, gestern hast du aber noch gar nicht gepfiffen."

„Ja, aber heute, sag endlich dem Pfeil, daß ich auf ihn warte."

„Pfeil?!", der ist doch schon lange fort!" — Marietta stellte das Radio sofort ab und sprang mit beiden Beinen zugleich aus dem Wagen:

„Pfeil ist fort? Da drängte sich die schwarze Ella an sie heran:

„Ja, gnädige Frau", sagte sie mit einem scheinheiligen Augenaufschlag, „wir alle haben ihn mit Fräulein Käthe fortfahren sehen, er hat sogar noch den Wagen geschlossen, trotzdem es doch eigentlich gar nicht nach Regen aussieht!"

Stohansl unterbrach sie:

„Marsch, marsch", rief er, wie zu einer Kompanie Soldaten. „Alle ins Atelier, ihr kommt gleich wieder dran!"

„Was ist denn das für eine Käthe?" fuhr Marietta Stohansl an, und zwischen ihren feinen Augenbrauen stand eine kleine Falte, sie nagte heftig an der Unterlippe und klopfte nervös mit dem Fuß auf den Boden.

„Aber sie ist doch plötzlich erkrankt und hat hohes Fieber bekommen."

„Wer hat Fieber bekommen?"

„Na eben Käthe, die als Krankenschwester heute mit Pfeil die kleine Szene gedreht hat." Stohansl kannte Mariettas blinde Eifersucht und sah, daß ein Sturm heraufzog. „Das ist aber gar kein Grund, sich aufzuregen."

„Also mit dieser Käthe ist er im geschlossenen Wagen fortgefahren ... ja wohin denn? ..."

Mit einem Satz war Marietta schon wieder in ihrem Wagen und trat auf den Anlasser, daß es krachte:

„Und das sagst du mir nicht gleich und blamierst mich hier vor allen Komparsen?" Stohansl konnte überhaupt nichts mehr sagen, denn Marietta gab so ungestüm Gas, daß er von einer blauen Rauchwolke umhüllt war, husten mußte und nichts mehr sah.

In einem Höllentempo nahm sie auch schon die scharfe Kurve und brauste davon, aber diesmal ohne einschmeichelnde Radioklänge.

Der Pförtner schüttelte hinter dem davonstiebenden Wagen den Kopf:

„Na, ich dachte es ja!"

Jetzt sah man: Herrgott, was nützt das manchmal alles, Jugend, Schönheit, Berühmtheit, eine neue Liebe, ein funkelndes Auto, ein neues Frühjahrshütchen an einem herrlichen Frühlingstage ... Ja, was nützt das alles, wenn man so eifersüchtig ist, wie Marietta es war.

Nun saß sie nicht mehr wie früher, hineingeschmiegt in die tiefen Polster, den Fuß leicht auf dem Gaspedal, und lauschte während sausender Fahrt verführerischen Klängen, die aus dem Weltäther kamen.

Jetzt saß sie vornüber auf das Steuerrad gebeugt trat das Gaspedal durch und starrte auf das weiße, blitzschnell abrollende Band der Straße, hatte die Lippen mit dem „herrlichen Schwung" aufeinandergepreßt und dachte voll Ingrimm ... also, das tut er mir an! ...

Pfeil und Käthe ... diese fremde Käthe und Pfeil. Sie wußte ja nicht einmal, wie diese widerwärtige Käthe eigentlich aussah ... Plötzliches Fieber — plötzlich erkrankt, wenn sie etwas damit erreichen wollte. — Pfeil und Käthe! ... Nach einer Drehszene hatte er sie nach Hause gebracht. Ausgerechnet nach einer Drehszene hatte sie Fieber bekommen ... was das wohl für ein Fieber war ... wahrscheinlich nach Pfeil, nach „ihrem Raubritter", der keiner anderen gehören durfte.

Wie war es ihr, denn vor Wochen mit Pfeil selber ergangen, auch nach einer Drehszene ... nein, schon während der Drehszene, vor den Augen aller, vor der Kamera hatte sie selbst auch solches „Fieber" bekommen ... wenn man das eben Fieber nennt ... oh, wie sie das kannte. Wie sie dieser Mann von Anfang an gereizt hatte, vielleicht gerade darum, weil er so unbeschreiblich kühl schien. Mit elementarer Gewalt hatte sie sich vom ersten Augenblick an zu ihm hingezogen gefühlt. — Gott, war diese Avus lang, selbst wenn man nie unter hundert herabkam. Wo war er jetzt? ... Bei diesem kleinen Mädel? ... Hielt er sie jetzt im Arm, so wie er sie in die Arme genommen hatte? Sprach er mit seiner dunklen Stimme dieselben zärtlichen Worte, die ihr damals einmalig, und nur für sie aus der heißen Stunde der Liebe geboren erschienen waren? War er doch nur ein Mann wie alle anderen?

Nein. Marietta gönnte diesen Mann keiner anderen! Sie war eifersüchtig, rasend eifersüchtig, sogar auf die Luft, die ihn umgab, und auf jeden Menschen, mit dem er nur ein freundliches Wort sprach.

Da hob vor ihr jemand, der mitten in der Fahrbahn stand, plötzlich den Arm. Marietta erwachte. Ach ja, sie saß ja im Auto, war wie im Traum gefahren und war schon am Eingang der Stadt. Der Schutzmann trat an den Wagenschlag:

„Na, hör'n Se mal, meine Dame, können Se denn nich sehen, daß „Rot" ist?" Da erkannte er den berühmten Star, grüßte sehr höflich, und sein eben noch strenges Gesicht legte sich in freundliche Falten:

„Na ja", fuhr er in einem Ton fort, als ob er um Entschuldigung bitten müsse, „es ist wirklich noch „Rot" — und dann als galanter Privatmann — „wir freuen uns alle schon auf Ihren nächsten Film, der letzte war großartig!"

Marietta hatte ganz automatisch und ohne daß sie es wußte, das „Starlächeln" vorgebunden und sah den Schutzmann aus ihren großen Augen vielsagend und strahlend an. Der stand, als sie schon längst weitergefahren war, noch immer ganz verdutzt und sah dem weißen Wagen nach. Er war ein noch junger, riesiger, hübscher Mann, den die Kameraden den „schönen Gustav" nannten. — Der „schöne Gustav" war rot geworden und schnaufte etwas durch die Nase ... Donnerwetter, ob die auf mich scharf is, dachte er staunend, lüftete schnell die weiße Mütze und setzte sie etwas schief auf. Er war plötzlich fröhlicher Laune geworden und versah seinen Dienst beschwingt und gar nicht mehr so „zackig" wie früher.

Marietta war jetzt vollkommen wach geworden und den Tränen nah. — Sie fühlte sich hintergangen und um ihre große Liebe betrogen. — Sie dachte an ihren „Raubritter" in tiefer Sehnsucht, dann aber sofort wieder in rasendem Zorn an diese kleine Kröte ... na, der würde sie es besorgen. — Sie überlegte fieberhaft, sollte sie jetzt gleich zu ihm fahren, um die beiden in flagranti zu erwischen, oder sich noch schnell von zu Hause ihre kleine Pistole holen. Marietta war in diesem Moment zu allem entschlossen. Ja, auf jeden Fall zuerst die Pistole. Wenn sie auch ein bißchen Angst vor diesem Ding hatte aber eine Pistole ist doch eben eine Pistole, und man könnte im schlechtesten Fall auch jemand damit erschlagen.

Wie friedlich ihre kleine Villa dalag, und in welch fröhlicher Stimmung war sie erst vor ganz kurzer Zeit fortgefahren ... aber das schien ihr jetzt eine Ewigkeit her zu sein, denn was lag alles dazwischen. Sie nahm sich nicht einmal Zeit, den Motor abzustellen, und stürmte ins Haus. Wo hatte sie nur das Ding, im Schreibtisch oder im Nachttisch? ... Jetzt riß sie die Tür zu ihrem kleinen Salon mit dem angebauten Wintergarten auf ... Pfeils und ihr Lieblingsplatz! Da erhob sich aus einem der tiefen, bequemen Stühle, die um den niederen Teetisch standen, ein Mann. Marietta, die gegen das Licht stand, war geblendet. Hatte das Mädchen schon wieder solch einen neugierigen Kerl, von denen sie überlaufen wurde, hereingelassen? Und schon wollte sie sehr energisch werden.

„Du wolltest doch mit dem Tee auf mich warten", sagte da eine ruhige, zärtliche Stimme, „ich hatte mich schon wirklich geängstigt."

„Geängstigt?! Ich auch! Ich auch!" Marietta stammelte unzusammenhängende Worte, als sie jetzt stürmisch ihren Raubritter umarmte, der sie voller Besorgnis ansah!

Erst spät ... sehr viel später erfuhr er dann langsam, was sich eigentlich alles ereignet hatte. Da konnte Marietta dann auch wieder von Herzen lachen, namentlich als ihr plötzlich einfiel, daß ihr Wagen noch immer mit laufendem Motor nun schon seit Stunden vor ihrem Hause stand. Auch die Geschichte mit der Pistole hatte sie inzwischen total vergessen, aber verschwieg sie auch jetzt, als sie ihr wieder einfiel, weil sie sich schämte. Sie hatte sogar schon mit Pfeil besprochen, die „arme kranke Käthe" zu besuchen. Daß sie ganz nebenbei nur so und auf alle Fälle sich dieses kleine Mädchen doch möglichst bald und von der Nähe ansehen wollte, verschwieg sie genau so wie die Pistole, weil sie sich abermals schämte, aber sicher ist sicher, dachte Marietta.

*

Daß heute etwas ganz Besonderes in der Filmstadt los war, sah man schon an dem Pförtner Lehmann und seinen Kameraden. Sie sahen alle sehr feierlich aus, trugen die neuen, dunkelblauen Röcke mit goldenen Knöpfen, die Mützen mit goldenen Borten und hatten die Hände in weiße Handschuhe gezwängt.

Seit neun Uhr an diesem Montag wurde der mächtige Mann aus Amerika erwartet, aber nicht nur vom Pförtner Lehmann, sondern von dem ganzen Heer der Menschen, die hier draußen beschäftigt waren, denn dieser Besuch hatte sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen.

Die Herren des Vorstandes waren schon um Punkt neun Uhr im großen Sitzungszimmer versammelt. Man ging schnell noch einmal das gesamte Programm durch und erwog zum letzten Male die geschäftlichen Chancen. Vorerst sollten mit diesem Mann Mann von „drüben", den persönlich noch niemand kannte, die gesamten weitläufigen Anlagen besichtigt werden. Es traf sich besonders gut, denn die Filmstadt dampfte vor Arbeit, in allen Ateliers wurde gedreht, und im Freigelände wurden die letzten Vorbereitungen für die Außenaufnahmen des Großfilms mit Marietta und Willy von Pfeil getroffen.

Der Mann aus Amerika sollte erst einmal sehen, daß man auch hier im alten Europa auf der Höhe war, er sollte wenn möglich staunen, denn dann besprachen sich die geplanten gemeinsamen Geschäfte auch sicher viel leichter.

Mancher Spielleiter, der an der ganzen Sache unbeteiligt war, dachte zwar wütend: Wenn der Kerl nur schon wieder über das große Wasser wäre, der nur aufhält, die Arbeit stört und wegen dem man gezwungen war, die auf Minuten berechnete Zeit zu vergeuden.

Die meisten jedoch, von den Direktoren herab bis zu den Edelkomparsen, waren gespannt und voller Erwartung. Die Direktoren als kühle Kaufleute und Rechner erwarteten gute Geschäfte, die Darstellerinnen und Darsteller aber dachten im stillen, vielleicht hat man Glück, fällt dem mächtigen Mann auf und hat plötzlich einen Dollarvertrag in der Tasche.

Gegen zehn Uhr brauste ein riesiger 16-Zylinder-Reisewagen, den sich der Amerikaner von drüben mitgebracht hatte, durch die Einfahrt und wirbelte eine große Wolke Staub auf. Lehmann grinste hinter dem Ungetüm her und meinte ziemlich respektlos zu seinen Kameraden:

„Mein Jott doch, wie pampig! Ja, in früheren Zeiten, während der Inflation, da hätte sich der Amerikaner mit seinen Dollars den ganzen Zimt hier für een Pappenstiel koofen können ... aber heute ... wie steht denn heute der Dollar? ... Is ja alles Anjabe ... der ganze Trara wegen der bißken Devisen und ... am Montag fangen vernünftije Menschen doch übahaupt nischt an ... det jeht meistens schief!"

Sehr ähnlich ... von wegen Angabe und so, dachte auch der Produktionsleiter Degenhardt nach der allgemeinen Begrüßung. Mister Kean, dieser Amerikaner, wirkte nämlich auf ihn vom ersten Augenblick an, so wie sein knallprotziger Wagen. Zu großspurig, zu herablassend und gönnerhaft gab sich dieser Mann, dessen aufgeschwemmtes Gesicht mit der eingedrückten Nase sehr lebhaft an eine Bulldogge erinnerte, nur, daß die guten treuen Hundeaugen fehlten. Die Augen dieses Mister Kean lagen zwischen Wülsten gebettet, und das Weiße war rot gesprenkelt wie bei einem Trinker. Man hatte den Eindruck, als ob diese unstet, flink und mißtrauisch blickenden Augen stets auf der Lauer lägen.

Selbst der wohlwollende Degenhardt empfand ein lebhaftes Unbehagen, als er jetzt die schwammige Rechte des Mister Kean, die ohne Gegendruck in seiner Hand lag, schütteln mußte. Ein widerwärtiger Kerl, aber leider ein sehr wichtiger geschäftlicher Faktor. Und auch nur ans Geschäft dachten die Herren des Vorstandes, die den Amerikaner, der zwar deutsch, aber mit stark amerikanischem Akzent sprach, sehr herzlich und freundlich begrüßten.

„Well!" sagte der Mann, als man ihm das Programm mitteilte und ihn nach seinen Wünschen fragte, „da wollen wir uns erst rasch mal Ihr Studio ansehen!" Daß dieses „rasch" ein sehr großer Irrtum war, sollte er erst später erkennen, denn zur gründlichen Besichtigung dieser Filmstadt brauche man Tage. Aeußerlich wenigstens blieb Mister Kean völlig ungerührt, als er dann von den leitenden Direktoren und Degenhardt, als ältestem der Produktionsleiter, herumgeführt wurde.

„Well, sagte er nur, als man ihm die neuen Häuser der Cutterei zeigte, die mit ihren neuen Apparaten und Instrumenten auch für amerikanische Verhältnisse vorbildlich waren.

„Well!", als er die großen Glashallen verließ, in denen in mühevollster Arbeit die Kulturfilme entstanden.

„Well!", nachdem er einige der großen neuen Tonfilmhallen besichtigt hatte.

„Well!", als man ihm einen neuen Farbfilm vorführte und ihm das Verfahren erklärte, das nämlich besser war als das der Amerikaner.

Wutkochend konstatierte Degenhardt, daß der ganze Sprachschatz dieses Mannes aus dem einen Wort „Well!" zu bestehen schien. Würde er, wenn sie erst in Halle 4 waren, in Degenhardts Halle, auf die er mit Recht stolz sein durfte, wenn er Marietta und Pfeil sah, auch nur „Well!" sagen? Na, Marietta würde nicht schlecht enttäuscht sein, denn Degenhardt wußte genau, was gerade Marietta sich von diesem Amerikaner erhoffte.

Vorderhand war Marietta in Halle 4 noch herrlichster Laune. Sie war nach dem wunderbaren Sonnabend und Sonntag, zwei Tage, die sie ausschließlich mit Pfeil verbracht hatte, den Rausch noch im Herzen und in den Gliedern, in Siegerstimmung pünktlich in der Filmstadt eingetroffen.

Heute hatte sie ihre große Szene mit Pfeil, da würde der Amerikaner sie bei der Arbeit sehen und, Marietta war ihrer Sache ganz sicher, bewundern! Und wenn dies so kam, dann bedeutete es die endliche Erfüllung ihrer hochfliegenden, ehrgeizigen Träume, die Weltkarriere und die Dollarmillionen. Englisch hatte sie längst gelernt, und was „Marlene" kann, kann ich noch lange, dachte sehr zuversichtlich die schöne Marietta.

Heute mußten selbst ihre Neider gestehen, daß sie auch ohne Schminke und ohne Kostüm im hellen Sonnenschein einfach hinreißend aussah. Man verglich sie ja nicht umsonst mit der leider zu früh verstorbenen Harlow. Wie oft hatte sie das schon zu hören bekommen und in den Zeitungen gelesen, mehr konnte sie bei Gott nicht verlangen. Ja, sie wird nicht nur als Star, als Künstlerin, durch ihre Leistung, sondern auch als Frau dem Amerikaner auffallen müssen.

Das dachte sogar Peter Stohansl, als er sie jetzt sah in dem hellila Frühlingskleid mit dem lila Frühlingshütchen auf dem strahlenden, nicht gefärbten, sondern echten Blondhaar, das in so eigenartigem Kontrast zu den großen tiefdunklen Augen stand. Peter Stohansl stellte aber auch befriedigt fest: Es ist wieder alles in bester Ordnung, und es hat mit Pfeil wegen Käthe doch keinen Skandal gegeben. Aus diesem Grund ließ er sich auch widerspruchslos von Marietta das verhaßte „Liebling" gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

und unser Abkommen ist perfekt. Im ersten Monat Reingewinn von mindestens 20 000 Dollar!"

Banner nahm die zarten Hände ganz langsam von seinen Schultern und erhob sich schwerfällig. „Nein! Und abermals nein!" sagte er heiser. Als er sich umwandte, sah er in den drohend auf ihn gerichteten Lauf eines Browings.

„Wenn sie nicht vernünftig sein wollen, muß eben das da sprechen! Nehmen Sie die Hände hoch, und sagen Sie mir, wo die Pläne sind!" Kalt und hart klang die Stimme. Aber Banner schmunzelte gelassen: „Bei jüngeren Kollegen werden Sie vielleicht Erfolg damit haben, bei mir nicht! Es erhöht höchstens meine Stimmung!"

Belustigt verfolgte er die Bemühungen der Besucherin, deren Finger in den Schubfächern des Schreibtisches und im geöffneten Geldschrank nach den Dokumenten suchten.

„Vielleicht darf ich meine Arme wieder herabnehmen. Ich werde Sie in Ihrer Beschäftigung bestimmt nicht stören", spöttelte Banner.

„Ich bin auch am Ende! Sie haben die Akten gut versteckt!"

Die Schöne hatte ihr Lächeln wieder und die Waffe war verschwunden.

„Habe ich Sie sehr geängstigt, lieber Mister Banner?" fragte sie.

„O nein! Ich bin für erhöhte Stimmungen!"

„Und ich für erhöhte Gebühren! Im Auftrage meines Chefs, des Präsidenten Corthy, darf ich Ihnen das doppelte Honorar für treue Bewachung seiner Pläne aushändigen und zugleich die richtigen Papiere übergeben. Bis zu dieser Prüfung befanden sie sich nämlich in meinem Besitz. Wo sind nun die Dokumente?"

Banner zögerte unsicher. Doch Miß Alford zerstreute seine Bedenken. „Sie können mir jetzt getrost aufs Wort glauben, lieber Freund. In dem versiegelten Paket befinden sich nur alte Zeitungen. Oeffnen Sie getrost."

„Dann muß ich Sie bitten, aufzustehen!" sagte Banner und entnahm dem Sitz des Besuchersessels die Papiere, die beim Oeffnen die Angaben der schönen Frau bestätigten. Er legte die richtigen Pläne zurück und nahm die Dollarscheine in Empfang. „Und wer sind Sie nun?" fragte er die geheimnisvolle Besucherin. „Ich bin Virginia Corthy, und Sie werden sicher meinen Vater überzeugen können, daß er mich nicht vergebens Schauspielerin werden ließ!"

„Gewiß! sagte Banner und brachte seinen Gast zur Türe. Dann ging er zum Fernsprecher, wählte mit Bedacht eine Nummer und fragte: „Wie viel sagten Sie gestern? — 1000 Dollar? — Ja, die richtigen Pläne habe ich soeben erhalten. Sie können sie jederzeit einsehen. Aber da die Angelegenheit mit beträchtlichen Schwierigkeiten verbunden war, sagen wir lieber 2000 Dollar! Das erhöht die Stimmung!"

Herr Blasius Zimpel jagt

Eine Humoreske von Victor Arthur Schunck

Eben reichte Maria Zimpel die dampfenden, braungebackenen Kartoffelpuffer herum. Die Buben griffen mit vollen Händen zu, versenkten die Gabel in das Gericht und lauschten zwischendurch den witzigen Bemerkungen Papa Zimpels, der sich auf diese Art bemühte, die Eintracht im Kreise der Familie zu fördern. Die Mama war glücklich wie immer und freute sich an dem häuslichen Frieden.

Als Herr Blasius Zimpel die Serviette beiseite legte, um sich auf ein Weilchen in die Zeitung zu vertiefen, entdeckte er einen Artikel, der mit den Worten „Mehr Liebe" überschrieben war. Herr Zimpel lächelte. Dann sagte er auf einmal: „Sieh mal, Dorchen, wir haben uns doch noch nie im Leben gestritten, nicht wahr?"

Frau Dore lächelte gleichfalls und entgegnete, daß das auch nicht absolut notwendig sei.

Nach dieser Feststellung wendete Herr Blasius das Blatt und Frau Dore schickte sich an, den Tisch abzudecken. Kaum aber hatte sie die Platte in die Hand genommen, da tat sie einen leisen, unterdrückten Schrei, setzte das Geschirr wieder auf den Tisch und sah voll Schreck auf ihren Gatten. Der sah hinwiederum erstarrt auf seine Frau.

„Aber Dorchen!?"

Dorchen, entgeistert, kreidebleich, stieß nur mühsam heraus: „Hast du das Rascheln gehört?"

Blasius: „Was für ein Rascheln?"

Schon stieß Frau Dore einen zweiten Schrei aus und sprang auf den Stuhl. Herr Blasius erhob sich ebenso impulsiv. Vom Spielzimmer stürzten die inzwischen verdufteten Kinder herein und schrien aus Ueberzeugung mit.

Herr Blasius warf entschlossen seinen Stuhl nach hinten und jagte durch die Bude.

„Wo ist das Vieh!"

„Jetzt wieder! Hörst du's?" rief Mama Zimpel.

Frau Dore stand immer noch knieschlotternd auf ihrem Stuhl und deutete unter abermaligem Aufschrei auf eine andere Stelle des Zimmers.

„Hierher, Blasi! Dorthin, Blasi!"

Blasi stürzte schweißtriefend bald hierhin, bald dorthin. Die Maus suchte unterdessen verzweifelt nach einem geeigneten Ausweg. Die mörderische Jagd schien ihr die Sinne verwirrt zu haben, denn das Loch, dem sie ja schließlich einmal entschlüpft sein mußte, fand sie nicht wieder. Sie vertrieb sich daher einstweilen die Zeit, mit ihren lächerlichen Sprüngen Papa Blasius zu reizen. Aufs höchste zu reizen! Endlich setzte sie haarscharf an Frau Dore vorbei. Abermals auf den Schrei der empfindlichen Dame näher einzugehen, wäre zwecklos. Jedenfalls trieb das Entsetzen sie auf die Tischplatte. Die Schüssel mit der weinroten Pflaumentunke erfuhr einen Tritt, kippte, kollerte herunter und ging in Scherben. Ein neuer Schreckensruf! Die Kinder gewannen mit der Zeit Spaß an dem tollen Getriebe und gröhlten aus Leibeskräften.

Die Maus sprang in wunderbaren Sätzen gleich einem virtuosen Parterreakrobaten durch das Zimmer und stieß hin und wieder einige jämmerliche Klagelaute über ihre bedauernswerte Lage aus. Als sie eben zwischen Papa Blasius' Beine setzte, wich der Erschreckte einen Schritt nach hinten und fiel über den umgekippten Stuhl. Frau Dore schwamm in Tränen und sah dann mit Furcht und Grauen, wie ihre starke Ehehälfte, die sich wutentbrannt aus ihrer peinlichen Stellung erhob, die Schreibtischschublade herauszog. In Ahnung des wahnwitzigen Vorhabens flehte Frau Dore händeringend:

„Aber Blasi, du wirst doch am Ende nicht schießen?!"

„Ja, Dorchen," sagte er, „du hast recht, es ist nicht gut, wenn man schießt; es könnte vielleicht ein Unglück geschehen."

Bei diesen Worten sprang die Maus kühn auf den Tisch. Mit einem Satz saß sie auf der Lampe. Dorchen schrie abermals gellend um Hilfe.

Blasius Zimpel schob wie ein rasender Berserker in die Kammer. Bewaffnet mit einem langen Besen trat er wieder auf den Plan.

„Warte, du Elende!" schnaubte er, „dir werde ich es zeigen, wer Blasius Zimpel ist!"

Im Augenblick wirbelte die Stange im Kreise durch die Luft. Der Besen löste sich ab, flog zur Decke, durchlöcherte die Glühbirne und legte das Zimmer in ägyptische Finsternis. Hilferufend nahmen die Buben die Flucht. Frau Dore kreischte, als stäke sie am Spieß. Blasius aber kämpfte großartig wie ein Spartaner, stach in der Bude herum, demolierte die Fensterscheiben, zerstörte das Geschirr und brachte den Glasschrank in Trümmer. Als ihn zuletzt ein verstreutes Möbelstück aufs neue zu Fall kommen ließ, saß er in einem Haufen von zersplittertem Glas und Porzellan. Seine Zornesader schwoll noch mehr, dann aber besann er sich. Der Selbsterhaltungstrieb riet ihm, Vorsicht walten zu lassen. Behutsam ließ er seine Finger über das Feld der Verwüstung gleiten.

Da weiteten sich plötzlich Blasius' Augen. Ein Gefühl unbeschreiblicher Begeisterung beschlich ihn. Die Hand, die eben noch in Scherben wühlte, sie hielt im Moment einen eigentümlich weichen, warmen Körper umklammert. Papa Blasius Zimpel strahlte.

„Dorchen! Dorchen!" rief er überwältigt. „Licht! Licht!"

Der Schimmer einer Kerze schwamm durch die Stube. Der beglückte Hausherr sah mit einem glorreichen Jubelblick auf seine Frau.

„Da sieh, Dorchen, sieh! Sieh dir das an! Die Maus, das verfluchte Vieh, hier, Dorchen, hier halte ich's in meiner Faust. Sieh!"

Und langsam mit grandioser Siegermiene, löst Papa Blasi den Klammergriff.

In dieser Sekunde gellte ein letzter Schrei. Völlig zerquetscht lag auf der Hand des Herrn Blasius Zimpel ein — Kartoffelpuffer.

Wer kennt Atlantisia?

Der merkwürdigste Vogel der Welt kann nicht fliegen und lebt in Höhlen auf der einsamsten Insel der Welt

Die Insel Inaccessible, die Unzulängliche, hat die Merkwürdigkeiten ihrer Natur bewahren können, und diese charakterisieren sie besser als irgend etwas anderes. Hier finden wir den großen Albatros, hier wächst der seltsame Pfeffer, und hier lebt vor allem — Atlantisia. Viele weltabgeschiedene Inseln sind von ähnlichen Merkwürdigkeiten bewohnt, aber keine von so seltsamen Geschöpfen wie diese interessanten Verwandten unserer heimischen Wasserrallen. Der wirklich einzige Ort auf der Welt, an dem der Vogel vorkommt, ist, soweit wir wissen, Inaccessible, und noch hat niemand eine Beschreibung davon geben können, wie er in seiner Welt eigentlich lebt. Schon bei der ersten Challenger-Expedition 1837 wurde man darauf aufmerksam, daß auf Inaccessible ein eigentümlicher Vogel lebte. Aber man hielt ihn für einen ganz anderen Vogel und beachtete ihn nicht weiter. Zwei andere Expeditionen machten mißglückte Versuche, des Vogels habhaft zu werden, doch kamen die ersten Exemplare 1926 auf anderen Wegen in die Hände der Wissenschaftler — drei Bälge nur und ein Exemplar in Alkohol. — —

Ich wähle für die Entdeckung der Atlantisia die schwarze Nacht

Aus unterirdischen Höhlen unter mir vernehme ich ein verrücktes Geschwätz. Ich beuge mich hinunter und lausche. Meine Phantasie erhitzt sich: deutlich höre ich einen ganzen Chor erzürnter alter Weiber. Sie keifen und schimpfen — die eine immer lauter als die andere. Das wäre etwas für unsere Volksmärchendichter, wenn solche Stimmen plötzlich in einer Sommernacht laut würden. Die zornigste höre ich ganz deutlich in heiserem Diskant: „Geschwätz, Geschwätz, Geschwätz — uff, uff — je gehört — nein nein nein — Geschwätz." Darauf der ganze Chor in steigender Erregung: „Geschwätz, Geschwätz — red' lauter, red' lauter — Geschwätz, Geschwätz." Diese alten Hexen mit ihrer phantastischen Redegabe sind keine anderen als die whalebirds oder nigh(t)birds, wie sie auf Tristan genannt werden. Das Gespenst hält sich am liebsten in tiefen Löchern auf und ist auch in des Wortes wahrster Bedeutung ein Großmaul, denn der riesige Schnabel hat dem Vogel den Zunamen des Wals eingetragen. Ich hatte gerade einen Bach überquert und suchte mit dem Licht seine beiden Ufer ab, als ich ein schwaches „tikk" aus einer bestimmten Richtung höre, über die das Licht hinging. Mit einem Ruck bleibe ich stehen. Ich lasse den Lichtkegel umherwandern. Sobald er über dieselbe Stelle streicht, höre ich wieder den gleichen behutsamen Laut. Wie das Chamäleon auf der Fliegenjagd schiebe ich mich äußerst vorsichtig vor, indem ich jede Minute nur eine Bewegung mache. Hin und wieder ertönt der Laut nur ein halbe Meter von mir entfernt! Ab und zu sehe ich, wie sich ein Blatt oder ein Grashalm bewegt, der mir etwas verrät, was ich nicht sehen kann.

Endlich erblicke ich eine von ihnen! Zuerst nur zwei brandrote, dicht beieinander liegende Augen. Dann kommt plötzlich im Licht ein so ungeheuer kleines und zierliches Geschöpf zum Vorschein, daß sich meiner das Gefühl bemächtigt,

ich erlebte wie in einem Traum etwas ganz Unglaubliches

Hätte ich es nur gewagt, ich hätte mir in den Arm gekniffen. Alle Vorstellungen, die ich mir im voraus von diesem Zusammentreffen gemacht hatte, waren tot und nichtssagend. Einen Augenblick nur entsinne ich mich einer kleinen Photographie eines „Kiwi"; die gleichen lockeren, aufgeplusterten Federn . . . was für ein primitiver Vogel! Sehe ich nun in diesem Augenblick ein Bild, das vor Millionen von Jahren schon das gleiche war? Lief derselbe Vogel hier schon in der Tertiärzeit umher? In der Kreidezeit? Stammt er von Vorfahren ab, die nie die Kunst des Fliegens gekannt haben? Wie aber konnte hier in einem solchen Falle ein Vogel leben, ohne daß Tristan mit größeren Landmassen in Verbindung gestanden hat? Liegt es vielleicht näher, anzunehmen, daß seine Vorfahren als Flieger tüchtig genug waren, um über die Ozeane vorzustoßen? Wie aber konnte sich dann auf diesem Punkt im Meer ein Nichtflieger aus diesen Zugvögeln entwickeln?

Mit einem Ruck erwache ich aus meinen Träumen. Das ist im höchsten Grade Wirklichkeit: Atlantisia trippelt nun zwischen den Tussockwurzeln hin und her. Sie bleibt einen Augenblick auf einem Tussockzweig sitzen und putzt sich. Da packe ich zu! Atlantisia, der merkwürdigste, heute noch lebende Vogel der Welt! Endlich war es mir gelungen, ihn in meiner Hand zu halten. Nur noch ein einziges Mal gelang es mir, den Vogel mit den Händen zu greifen — dieses Mal am lichten Tage und natürlich mit derselben ungeheuren Vorsicht. Eines Tages kam auch Dunne mit einer Atlantisia, die er gefangen hatte — die Götter mögen wissen wie. Der Vogel ist nämlich in seinen Bewegungen blitzschnell und steht in dieser Beziehung dem Hermelin nicht sehr viel nach.

Wir machten auch den Versuch, den Vogel in Gefangenschaft zu halten

und trugen uns sogar mit Plänen, ihn lebend nach Norwegen zu bringen. Aber da stieß ich auf eine unüberwindliche Schwierigkeit. Daß es sich trotzdem durchführen ließe, ist eine andere Sache, aber eine dauerhafte Kost zu finden, gelang mir nicht. Die ersten Versuche endeten alle damit, daß die Vögel nach ziemlich genau vier Tagen starben. Eine andere Kost als lebendes Getier wollten sie nicht annehmen. Mönchsläuse, Tausendfüßler und ähnliches schien ihnen zu schmecken. Wir konnten jedoch nicht genug davon herbeischaffen; außerdem hätte ich auch nicht die Möglichkeit gehabt, ihnen ein solches Futter auf der monatelangen Heimreise zu verschaffen. Schließlich gelang es mir, ein einziges Exemplar 14 Tage lang nur mit Büchsenmilch am Leben zu erhalten. Dieses eine gelangte auch noch nach Tristan, aber die Ueberfahrt war wohl doch eine zu harte Anforderung an das Tier gewesen. Es lebte noch einen Tag lang und kam also n i e n a c h E u r o p a.

Die Tristaniten erzählen, daß Atlantisia im November mit dem Nestbau beginnt. Wie ein Tunnel wird es ganz unten im Tussock angelegt, und dort legen sie zwei Eier, nicht mehr. Die sind weiß und braun gesprenkelt. Die Jungen waren im Februar voll ausgewachsen, oft größer als die Eltern und beinah schöner als sie, glänzend schwarz und graziös in ihren Bewegungen; außerdem hatten sie braune Augen, nicht rote wie die Eltern. — Einen Feind, der wirklich die Existenz des Vogels bedroht, gibt es auf Inaccessible noch nicht. Aber früher oder später werden die Ratten kommen, und im gleichen Augenblick wird Atlantisia sterben müssen.

(Aus: Erling Christophersen „Tristan da Cunha", die einsamste Insel der Welt, Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin.)

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn. — Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

Geflüster im Tunnel

Von Bastian Schneider

Der D-Zug rollte durch die lachende Frühlingslandschaft.

Amandus löste den bewundernden Blick von der ihm gegenübersitzenden exotischen Schönen, die, in eine große ausländische Zeitung vertieft, keinen seiner Annäherungsversuche beachtete, seufzte und sagte zu seinem faul in der Wagenpolsterung lehnenden Freund:

„Schwere Sache, Kurt!"

„Wird dir nicht gelingen!" schmunzelte Kurt.

„Nicht gelingen!?" Amandus fühlte sich in seiner Eitelkeit verletzt. „Das werden wir sehen!" und seine Offensive fortsetzend flötete er: „Gnädigste verzeihen, wenn ich mir erlaube —"

Zwei märchenhaft blaue Augen sahen von der Zeitung auf, wurden kalt wie ein Bergsee im Vorfrühling, glitten verständnislos über Amandus hin zur Notbremse empor, verweilten sekundenlang im Leeren und senkten sich wieder auf die Zeitung.

„Wahrscheinlich kann sie nicht Deutsch!" ärgerte sich Amandus, „Du siehst doch, daß sie eine spanische Zeitung liest!"

„Sie kommt mir überhaupt spanisch vor!" sagte Kurt und setzte überlaut hinzu: „Ich verstehe deinen Geschmack nicht . . . Das Haar ist viel zu wasserstoffblond, die Lippen sind zu rot geschminkt, für ihr Alter ist sie zu jugendlich gekleidet —"

Amandus starrte den Freund sprachlos an, rang nach Worten und stieß hervor:

„Bist du verrückt geworden?"

„Nein —", lachte Kurt, „nein . . . Ich wollte mich nur vergewissern, ob sie uns versteht . . . Jede Frau wäre über diese Komplimente aufgefahren — wie du siehst, liest dein Ideal ruhig weiter . . . Wie willst du dich also mit ihr verständigen?"

„Sehr einfach . . . Im nächsten Tunnel gebe ich ihr einen Kuß, das ist eine internationale Sprache —"

„Kuß?" Kurt sah den Freund zweifelnd an. „Wetten wir, daß du den Mut nicht aufbringst —"

„Lachhaft . . . Ich halte jede Wette!"

„Hundert Mark!"

„Zweihundert!"

„Schön — zweihundert!" nickte Kurt. „Ich bin neugierig!"

Die Freunde saßen schweigend. Amandus rüstete zum Angriff, die Dame las unbekümmert weiter und als der Zug, den Tunnel verlassend, wieder in den Sonnenschein hinausrollte, seufzte Amandus mutlos:

„Daß die Tunnels nicht länger sind . . . Man hat ja kaum Zeit, sich einen Anlauf zu nehmen!" und die Brieftasche ziehend reichte er dem Freund zwei Hundertmarkscheine. „Da — nimm—"

Kurt rieb sich die Hände.

„Danke . . . Lieber Junge, auf diese Weise wird sich mein Frühlingsaufenthalt am Rhein bedeutend verbilligen . . . Wenn du vielleicht noch einmal wetten willst, jetzt kommt ein längerer Tunnel — ich halte fünfhundert Mark —"

„Hältst du mich für einen Feigling?" entrüstete sich Amandus. „Tausend wenn du willst — das ist alles, was ich bei mir habe!"

„Topp . . . Tausend . . . Und ich werde mich auf den Korridor zurückziehen, um dich nicht zu stören . . . Daß du mich nicht beschwindelst, dafür bürgen mir die rotgeschminkten Lippen deiner Schönen!"

„Und wenn sie kußecht sind?" sagte Amandus mit Galgenhumor.

„Dann werde ich die Ohrfeige hören . . . Also — Glück auf!"

Kurt schob die Abteiltür zurück. Die Lokomotive pfiff gellend, rasch wurde alles von der Dunkelheit verschluckt und donnernd brauste der Zug durch die Finsternis.

Amandus sah die rotglühenden Funken, die an dem Fenster vorüberstoben, sein Herz pochte, er kämpfte mit sich und schon wollte er verzichten, verzichten auf den Kuß und damit auf den langersehnten Urlaub, als er eine schmale, zarte Hand fühlte, die nach der seinen tastete.

Ein berauschend duftender Frauenkörper saß plötzlich ganz nahe bei ihm, ein weiches Lippenpaar preßte sich auf seinen Mund, dann flüsterte ihm eine zwitschernde Stimme ins Ohr:

„. . . Hasenfuß . . . Dummerl . . . Aber an dem Gewinn bin ich zur Hälfte beteiligt — ja?"

NUMMER 44 DER 7. TAG JAHRGANG 8

Die Zigaretten-Dose der Königsdragoner

Roman von Franzhans von Schönthan

Copyright by Prometheus-Verlag, Göbenzell bei München

2. Fortsetzung

Marietta war wunschlos zufrieden und glücklich mit ihrem „Raubritter" und auch mit sich, mit diesem Gesicht, das ihr jetzt unter dem blumengeschmückten Frühjahrshütchen aus dem Spiegel entgegenlachte.

Herrgott, was kann man noch mehr vom Leben verlangen? . . . Jung, schön, berühmt, eine neue Liebe, ein neues Auto, ein neuer Frühlingshut und dazu dieser herrliche Frühlingstag!

Aber was war denn da los? . . . Alles war wie ausgestorben, warum kam denn niemand, um sie zu begrüßen und um sie zu bewundern? . . . Waren sie denn noch immer nicht fertig? . . . Wo steckte der Stohansl und die anderen? . . . Marietta ließ laut und gedehnt ihr Boschhorn ertönen, vielleicht tat sie dieses nur gerade deswegen, weil es streng verboten war. Das wirkte!

Im Nu war ihr Wagen von einer Schar staunender Komparsen umringt, sie wurde angestarrt, bewundert, und fachmännische Gutachten über den neuen Wagen wurden abgegeben.

Manche der sehr hübschen Mädchen dachten wohl auch: . . . warum denn gerade die? . . . Warum sitze ich nicht auch einmal in solch einem blitzblanken Ding, mit Radio, und rase, von Musik begleitet, über die Avus, anstatt mich in der Stadtbahn herumdrücken zu müssen.

Da war auch endlich der Peter, Marietta strahlte ihn an. Aber Peter Stohansl hatte scheinbar gerade jetzt den Kopf voller Sorgen:

„Du hast doch heute drehfrei" — sagte er ziemlich nüchtern —, „stell doch endlich das furchtbar brüllende Ding ab, man versteht ja sein eigenes Wort nicht."

Marietta sah ihn erstaunt an, krauste etwas beleidigt die kecke Nase und dachte natürlich erst recht nicht daran, das Radio abzustellen. Was fiel denn dem Peter eigentlich ein, wollte er ihr die gute Laune verderben? . . . Sie waren zwar beste Freunde, lebten aber sozusagen stets in bewaffnetem Friedenszustand. Stohansl fürchtete Mariettas unberechenbare Launen, und sie konnte ihn nicht ausstehen, wenn er nicht sofort stets das tat, was sie gerade wollte. Aber heute, da konnte ihr keener! . . . auch nicht der gute Peter. Was ging es sie an, wenn ihm eine Laus über die Leber gelaufen war.

Darum lächelte sie ihn auch besonders verführerisch an:

„Liebling, warum willst du gerade an mir deine schlechte Laune auslassen, ich komme ja gar nicht, um dich zu besuchen, ich warte auf Pfeil, den du mir jetzt sofort holen darfst."

Stohansl ärgerte sich, denn er konnte es nicht vertragen, wenn Marietta ihn „Liebling" nannte, und außerdem hatte er gerade an die erkrankte Käthe gedacht, um die er sich Sorgen machte, und auch an diesen lästigen Amerikaner, der für übermorgen erwartet wurde und dem zuliebe heute, ausgerechnet an einem Sonnabend, schon alles auf dem Kopf stand. Darum sagte Stohansl auch verärgert und ohne jede weitere Erklärung:

„Denk du lieber daran, daß du am Montag einmal ganz pünktlich da bist, wir erwarten den Amerikaner."

„Ich pfeife auf alle Amerikaner."

„Na, gestern hast du aber noch gar nicht gepfiffen."

„Ja, aber heute, sag endlich dem Pfeil, daß ich auf ihn warte."

„Pfeil?!", der ist doch schon lange fort!" — Marietta stellte das Radio sofort ab und sprang mit beiden Beinen zugleich aus dem Wagen:

„Pfeil ist fort? Da drängte sich die schwarze Ella an sie heran:

„Ja, gnädige Frau", sagte sie mit einem scheinheiligen Augenaufschlag, „wir alle haben ihn mit Fräulein Käthe fortfahren sehen, er hat sogar noch den Wagen geschlossen, trotzdem es doch eigentlich gar nicht nach Regen aussieht!"

Stohansl unterbrach sie:

„Marsch, marsch", rief er, wie zu einer Kompanie Soldaten. „Alle ins Atelier, ihr kommt gleich wieder dran!"

„Was ist denn das für eine Käthe?" fuhr Marietta Stohansl an, und zwischen ihren feinen Augenbrauen stand eine kleine Falte, sie nagte heftig an der Unterlippe und klopfte nervös mit dem Fuß auf den Boden.

„Aber sie ist doch plötzlich erkrankt und hat hohes Fieber bekommen."

„Wer hat Fieber bekommen?"

„Na eben Käthe, die als Krankenschwester heute mit Pfeil die kleine Szene gedreht hat." Stohansl kannte Mariettas blinde Eifersucht und sah, daß ein Sturm heraufzog. „Das ist aber gar kein Grund, sich aufzuregen."

„Also mit dieser Käthe ist er im geschlossenen Wagen fortgefahren . . . ja wohin denn? . . ."

Mit einem Satz war Marietta schon wieder in ihrem Wagen und trat auf den Anlasser, daß es krachte:

„Und das sagst du mir nicht gleich und blamierst mich hier vor allen Komparsen?" Stohansl konnte überhaupt nichts mehr sagen, denn Marietta gab so ungestüm Gas, daß er von einer blauen Rauchwolke umhüllt war, husten mußte und nichts mehr sah.

In einem Höllentempo nahm sie auch schon die scharfe Kurve und brauste davon, aber diesmal ohne einschmeichelnde Radioklänge.

Der Pförtner schüttelte hinter dem davonstiebenden Wagen den Kopf:

„Na, ich dachte es ja!"

Jetzt sah man: Herrgott, was nützt das manchmal alles, Jugend, Schönheit, Berühmtheit, eine neue Liebe, ein funkelndes Auto, ein neues Frühjahrshütchen an einem herrlichen Frühlingstage . . . Ja, was nützt das alles, wenn man so eifersüchtig ist, wie Marietta es war.

Nun saß sie nicht mehr wie früher, hineingeschmiegt in die tiefen Polster, den Fuß leicht auf dem Gaspedal, und lauschte während sausender Fahrt verführerischen Klängen, die aus dem Weltäther kamen.

Jetzt saß sie vornüber auf das Steuerrad gebeugt trat das Gaspedal durch und starrte auf das weiße, blitzschnell abrollende Band der Straße, hatte die Lippen mit dem „herrlichen Schwung" aufeinandergepreßt und dachte voll Ingrimm . . . also, das tut er mir an! . . .

Pfeil und Käthe . . . diese fremde Käthe und Pfeil. Sie wußte ja nicht einmal, wie diese widerwärtige Käthe eigentlich aussah . . . Plötzliches Fieber — plötzlich erkrankt, wenn sie etwas damit erreichen wollte. — Pfeil und Käthe! . . . Nach einer Drehszene hatte er sie nach Hause gebracht. Ausgerechnet nach einer Drehszene hatte sie Fieber bekommen . . . was das wohl für ein Fieber war . . . wahrscheinlich nach Pfeil, nach „ihrem Raubritter", der keiner anderen gehören durfte.

Wie war es ihr denn vor Wochen mit Pfeil selber ergangen, auch nach einer Drehszene . . . nein, schon während der Drehszene, vor den Augen aller, vor der Kamera hatte sie selbst auch solches „Fieber" bekommen . . . wenn man das eben Fieber nennt . . . oh, wie sie das kannte. Wie sie dieser Mann von Anfang an gereizt hatte, vielleicht gerade darum, weil er so unbeschreiblich kühl schien. Mit elementarer Gewalt hatte sie sich vom ersten Augenblick an zu ihm hingezogen gefühlt. — Gott, war diese Avus lang, selbst wenn man nie unter hundert herabkam. Wo war er jetzt? . . . Bei diesem kleinen Mädel? . . . Hielt er sie jetzt im Arm, so wie er sie in die Arme genommen hatte? Sprach er mit seiner dunklen Stimme dieselben zärtlichen Worte, die ihr damals einmalig, und nur für sie aus der heißen Stunde der Liebe geboren erschienen waren? War er doch nur ein Mann wie alle anderen?

Nein. Marietta gönnte diesen Mann keiner anderen! Sie war eifersüchtig, rasend eifersüchtig, sogar auf die Luft, die ihn umgab, und auf jeden Menschen, mit dem er nur ein freundliches Wort sprach.

Da hob vor ihr jemand, der mitten in der Fahrbahn stand, plötzlich den Arm. Marietta erwachte. Ach ja, sie saß ja im Auto, war wie im Traum gefahren und war schon am Eingang der Stadt. Der Schutzmann trat an den Wagenschlag:

„Na, hör'n Se mal, meine Dame, können Se denn nich sehen, daß „Rot" ist?" Da erkannte er den berühmten Star, grüßte sehr höflich, und sein eben noch strenges Gesicht legte sich in freundliche Falten:

„Na ja", fuhr er in einem Ton fort, als ob er um Entschuldigung bitten müsse, „es ist wirklich noch „Rot" — und dann als galanter Privatmann — „wir freuen uns alle schon auf Ihren nächsten Film, der letzte war großartig!"

Marietta hatte ganz automatisch und ohne daß sie es wußte, das „Starlächeln" vorgebunden und sah den Schutzmann aus ihren großen Augen vielsagend und strahlend an. Der stand, als sie schon längst weitergefahren war, noch immer ganz verdutzt und sah dem weißen Wagen nach. Er war ein noch junger, riesiger, hübscher Mann, den die Kameraden den „schönen Gustav" nannten. — Der „schöne Gustav" war rot geworden und schnaufte etwas durch die Nase . . . Donnerwetter, ob die auf mich scharf is, dachte er staunend, lüftete schnell die weiße Mütze und setzte sie etwas schief auf. Er war plötzlich fröhlicher Laune geworden und versah seinen Dienst beschwingt und gar nicht mehr so „zackig" wie früher.

Marietta war jetzt vollkommen wach geworden und den Tränen nah. — Sie fühlte sich hintergangen und um ihre große Liebe betrogen. — Sie dachte an ihren „Raubritter" in tiefer Sehnsucht, dann aber sofort wieder in rasendem Zorn an diese kleine Kröte . . . na, der würde sie es besorgen. — Sie überlegte fieberhaft, sollte sie jetzt gleich zu ihm fahren, um die beiden in flagranti zu erwischen, oder sich noch schnell von zu Hause ihre kleine Pistole holen. Marietta war in diesem Moment zu allem entschlossen. Ja, auf jeden Fall zuerst die Pistole. Wenn sie auch ein bißchen Angst vor diesem Ding hatte aber eine Pistole ist doch eben eine Pistole, und man könnte im schlechtesten Fall auch jemand damit erschlagen.

Wie friedlich ihre kleine Villa dalag, und in welch fröhlicher Stimmung war sie erst vor ganz kurzer Zeit fortgefahren . . . aber das schien ihr jetzt eine Ewigkeit her zu sein, denn was lag alles dazwischen. Sie nahm sich nicht einmal Zeit, den Motor abzustellen, und stürmte ins Haus. Wo hatte sie nur das Ding, im Schreibtisch oder im Nachttisch? . . . Jetzt riß sie die Tür zu ihrem kleinen Salon mit dem angebauten Wintergarten auf . . . Pfeils und ihr Lieblingsplatz! Da erhob sich aus einem der tiefen, bequemen Stühle, die um den niederen Teetisch standen, ein Mann. Marietta, die gegen das Licht stand, war geblendet. Hatte das Mädchen schon wieder solch einen neugierigen Kerl, von denen sie überlaufen wurde, hereingelassen? Und schon wollte sie sehr energisch werden.

„Du wolltest doch mit dem Tee auf mich warten", sagte da eine ruhige, zärtliche Stimme, „ich hatte mich schon wirklich geängstigt."

„Geängstigt?! Ich auch! Ich auch!" Marietta stammelte unzusammenhängende Worte, als sie jetzt stürmisch ihren Raubritter umarmte, der sie voller Besorgnis ansah!

Erst spät . . . sehr viel später erfuhr er dann langsam, was sich eigentlich alles ereignet hatte. Da konnte Marietta dann auch wieder von Herzen lachen, namentlich als ihr plötzlich einfiel, daß ihr Wagen noch immer mit laufendem Motor nun schon seit Stunden vor ihrem Hause stand. Auch die Geschichte mit der Pistole hatte sie inzwischen total vergessen, aber verschwieg sie auch jetzt, als sie ihr wieder einfiel, weil sie sich schämte. Sie hatte sogar schon mit Pfeil besprochen, die „arme kranke Käthe" zu besuchen. Daß sie ganz nebenbei nur so und auf alle Fälle sich dieses kleine Mädchen doch möglichst bald und von der Nähe ansehen wollte, verschwieg sie genau so wie die Pistole, weil sie sich abermals schämte, aber sicher ist sicher, dachte Marietta.

*

Daß heute etwas ganz Besonderes in der Filmstadt los war, sah man schon an dem Pförtner Lehmann und seinen Kameraden. Sie sahen alle sehr feierlich aus, trugen die neuen, dunkelblauen Röcke mit goldenen Knöpfen, die Mützen mit goldenen Borten und hatten die Hände in weiße Handschuhe gezwängt.

Seit neun Uhr an diesem Montag wurde der mächtige Mann aus Amerika erwartet, aber nicht nur vom Pförtner Lehmann, sondern von dem ganzen Heer der Menschen, die hier draußen beschäftigt waren, denn dieser Besuch hatte sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen.

Die Herren des Vorstandes waren schon um Punkt neun Uhr im großen Sitzungszimmer versammelt. Man ging schnell noch einmal das gesamte Programm durch und erwog zum letzten Male die geschäftlichen Chancen. Vorerst sollten mit diesem Mann Mann von „drüben", den persönlich noch niemand kannte, die gesamten weitläufigen Anlagen besichtigt werden. Es traf sich besonders gut, denn die Filmstadt dampfte vor Arbeit, in allen Ateliers wurde gedreht, und im Freigelände wurden die letzten Vorbereitungen für die Außenaufnahmen des Großfilms mit Marietta und Willy von Pfeil getroffen.

Der Mann aus Amerika sollte erst einmal sehen, daß man auch hier im alten Europa auf der Höhe war, er sollte wenn möglich staunen, denn dann besprachen sich die geplanten gemeinsamen Geschäfte auch sicher viel leichter.

Mancher Spielleiter, der an der ganzen Sache unbeteiligt war, dachte zwar wütend: Wenn der Kerl nur schon wieder über das große Wasser wäre, der nur aufhält, die Arbeit stört und wegen dem man gezwungen war, die auf Minuten berechnete Zeit zu vergeuden.

Die meisten jedoch, von den Direktoren herab bis zu den Edelkomparsen, waren gespannt und voller Erwartung. Die Direktoren als kühle Kaufleute und Rechner erwarteten gute Geschäfte, die Darstellerinnen und Darsteller aber dachten im stillen, vielleicht hat man Glück, fällt dem mächtigen Mann auf und hat plötzlich einen Dollarvertrag in der Tasche.

Gegen zehn Uhr brauste ein riesiger 16-Zylinder-Reisewagen, den sich der Amerikaner von drüben mitgebracht hatte, durch die Einfahrt und wirbelte eine große Wolke Staub auf. Lehmann grinste hinter dem Ungetüm her und meinte ziemlich respektlos zu seinen Kameraden:

„Mein Jott doch, wie pampig! Ja, in früheren Zeiten, während der Inflation, da hätte sich der Amerikaner mit seinen Dollars den ganzen Zimt hier für een Pappenstiel koofen können . . . aber heute . . . wie steht denn heute der Dollar? . . . Is ja alles Anjabe . . . der ganze Trara wegen der bißken Devisen und . . . am Montag fangen vernünftije Menschen doch übahaupt nischt an . . . det jeht meistens schief!"

Sehr ähnlich . . . von wegen Angabe und so, dachte auch der Produktionsleiter Degenhardt nach der allgemeinen Begrüßung. Mister Kean, dieser Amerikaner, wirkte nämlich auf ihn vom ersten Augenblick an, so wie sein knallprotziger Wagen. Zu großspurig, zu herablassend und gönnerhaft gab sich dieser Mann, dessen aufgeschwemmtes Gesicht mit der eingedrückten Nase sehr lebhaft an eine Bulldogge erinnerte, nur, daß die guten treuen Hundeaugen fehlten. Die Augen dieses Mister Kean lagen zwischen Wülsten gebettet, und das Weiße war rot gesprenkelt wie bei einem Trinker. Man hatte den Eindruck, als ob diese unstet, flink und mißtrauisch blickenden Augen stets auf der Lauer lägen.

Selbst der wohlwollende Degenhardt empfand ein lebhaftes Unbehagen, als er jetzt die schwammige Rechte des Mister Kean, die ohne Gegendruck in seiner Hand lag, schütteln mußte. Ein widerwärtiger Kerl, aber leider ein sehr wichtiger geschäftlicher Faktor. Und auch nur ans Geschäft dachten die Herren des Vorstandes, die den Amerikaner, der zwar deutsch, aber mit stark amerikanischem Akzent sprach, sehr herzlich und freundlich begrüßten.

„Well!" sagte der Mann, als man ihm das Programm mitteilte und ihn nach seinen Wünschen fragte, „da wollen wir uns erst rasch mal Ihr Studio ansehen!" Daß dieses „rasch" ein sehr großer Irrtum war, sollte er erst später erkennen, denn zur gründlichen Besichtigung dieser Filmstadt brauche man Tage. Aeußerlich wenigstens blieb Mister Kean völlig ungerührt, als er dann von den leitenden Direktoren und Degenhardt, als ältestem der Produktionsleiter, herumgeführt wurde.

„Well, sagte er nur, als man ihm die neuen Häuser der Cutterei zeigte, die mit ihren neuen Apparaten und Instrumenten auch für amerikanische Verhältnisse vorbildlich waren.

„Well!", als er die großen Glashallen verließ, in denen in mühevollster Arbeit die Kulturfilme entstanden.

„Well!", nachdem er einige der großen neuen Tonfilmhallen besichtigt hatte.

„Well!", als man ihm einen neuen Farbfilm vorführte und ihm das Verfahren erklärte, das nämlich besser war als das der Amerikaner.

Wutkochend konstatierte Degenhardt, daß der ganze Sprachschatz dieses Mannes aus dem einen Wort „Well!" zu bestehen schien. Würde er, wenn sie erst in Halle 4 waren, in Degenhardts Halle, auf die er mit Recht stolz sein durfte, wenn er Marietta und Pfeil sah, auch nur „Well!" sagen? Na, Marietta würde nicht schlecht enttäuscht sein, denn Degenhardt wußte genau, was gerade Marietta sich von diesem Amerikaner erhoffte.

Vorderhand war Marietta in Halle 4 noch herrlichster Laune. Sie war nach dem wunderbaren Sonnabend und Sonntag, zwei Tage, die sie ausschließlich mit Pfeil verbracht hatte, den Rausch noch im Herzen und in den Gliedern, in Siegerstimmung pünktlich in der Filmstadt eingetroffen.

Heute hatte sie ihre große Szene mit Pfeil, da würde der Amerikaner sie bei der Arbeit sehen und, Marietta war ihrer Sache ganz sicher, bewundern! Und wenn dies so kam, dann bedeutete es die endliche Erfüllung ihrer hochfliegenden, ehrgeizigen Träume, die Weltkarriere und die Dollarmillionen. Englisch hatte sie längst gelernt, und was „Marlene" kann, kann ich noch lange, dachte sehr zuversichtlich die schöne Marietta.

Heute mußten selbst ihre Neider gestehen, daß sie auch ohne Schminke und ohne Kostüm im hellen Sonnenschein einfach hinreißend aussah. Man verglich sie ja nicht umsonst mit der leider zu früh verstorbenen Harlow. Wie oft hatte sie das schon zu hören bekommen und in den Zeitungen gelesen, mehr konnte sie bei Gott nicht verlangen. Ja, sie wird nicht nur als Star, als Künstlerin, durch ihre Leistung, sondern auch als Frau dem Amerikaner auffallen müssen.

Das dachte sogar Peter Stohansl, als er sie jetzt sah in dem hellila Frühlingskleid mit dem lila Frühlingshütchen auf dem strahlenden, nicht gefärbten, sondern echten Blondhaar, das in so eigenartigem Kontrast zu den großen tiefdunklen Augen stand. Peter Stohansl stellte aber auch befriedigt fest: Es ist wieder alles in bester Ordnung, und es hat mit Pfeil wegen Käthe doch keinen Skandal gegeben. Aus diesem Grund ließ er sich auch widerspruchslos von Marietta das verhaßte „Liebling" gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

In der Hauptrolle:

Unsere Luftwaffe!

Es ist kein Zufall, daß schon seit langer Zeit in den Hirnen aller Filmhersteller die Idee von einem Luftwaffen-Film herumspukt. Kann man sich denn ein filmisch interessanteres und geeigneteres Objekt denken als die junge deutsche Luftwaffe? Nichts ist optisch so ergiebig wie diese schnellen, schlanken Riesenvögel, die in der Luft umherjagen und mit dem Donner ihrer Motoren die Leistungskraft ihrer Erbauer in aller Welt künden. Nichts erregt mehr Bewunderung als die Wunderwerke unserer Technik, die den Jahrtausende alten Menschheitstraum vom Fliegen verwirklicht haben. Und vor allem ist die Gemeinschaft unserer Fliegersoldaten bei allen Schichten der Bevölkerung so beliebt wie sonst kaum ein anderer Bund von Männern. Diese frischen, verwegenen Kerle, deren jedem einzelnen man das unbändige Selbstbewußtsein und die unbezähmbare Lebensfreude, aber auch die straffe Ordnung und die durch hartes Training erkämpfte Selbstbeherrschung ansieht.

Kampfhähne

Hermann Braun und Heinz Welzel spielen Kameraden eines Fliegerhorstes in dem Film von der neuen deutschen Luftwaffe „D III 88", den Herbert Maisch für die Tobis inszenierte. (Die flugtechnische Leitung hatte Hans Bertram.)

Es sind schon mehrere Kulturfilme hergestellt worden, die die Arbeit und den Geist unserer Luftwaffe wiedergeben. Man hatte eine Zeitlang Bedenken, einen Spielfilm zu machen, in dem die Luftwaffe selbst eine Rolle spielte, bis schließlich ein Stoff gefunden wurde, der den allerhöchsten Anforderungen entspricht. Und nun haben wir in dem Tobis-Film „D III 88" ein Werk, das eine originelle, lustige und auch wieder ernste Spielhandlung aufweist, und bei dem tatsächlich die Luftwaffe — der Hauptdarsteller ist.

Selbstverständlich war es ein Mann vom Fach, der die Idee zu diesem Film bekam. Hans Bertram, der als kühner Sportflieger seinerzeit durch seinen Australienflug viel von sich reden machte und vor dem Aufbau der deutschen Luftwaffe lange Jahre in Asien als Flieger tätig war, entwarf zusammen mit Alfred Stöger die Idee und schrieb danach mit Wolf Neumeister das Drehbuch. Alle nur erdenklichen Mittel wurden für diesen Film verfügbar gemacht. Monatelang hat Herbert Maisch, der Regisseur, mit einem großen Stab von Kameramännern, Aufnahmeleitern, Darstellern, spieltechnischen und technischen Beratern in einer Anzahl der größten deutschen Fliegerhorste gedreht. Und wenn man den Mitarbeitern glauben darf, ist das Ergebnis, das zustande kam, der Anstrengungen wert, die gemacht wurden.

Der Film behandelt das Schicksal von zwei jungen Obergefreiten der Luftwaffe, die von den bekannten Schauspielern Hermann Braun und Heinz Welzel wiedergegeben werden. Diese beiden jungen Burschen teilen jede Freude und auch alle unvermeidlichen kleinen Aergernisse des Lebens und sind unzertrennlich. Man sieht im Film, wie sie den täglichen Dienst erledigen, wie sie hin und wieder in der Freizeit kleine Streiche verüben und im Ernstfalle alle Schwierigkeiten gemeinsam meistern. Da kommt eines Tages in ihr Freundschaftsverhältnis ein herber Bruch, weil ein kleiner Unfall bei einem Uebungsflug für den einen Anerkennung, den anderen aber Vorwürfe mit sich bringt. Aus der alten Freundschaft wird eine Art Feindschaft. Beim nächsten großen Bewährungsflug arbeiten die beiden nicht zusammen, sondern machen einander aus Trotz die Arbeit schwer — es gibt Bruch bei der Landung. Selbstverständlich bleibt dieser menschliche Versager, der zum dienstlichen Vergehen wurde, den Vorgesetzten nicht verborgen. Die beiden, die solange der Stolz des Geschwaders waren, werden von jeder Dienstleistung suspendiert — gerade in dem Augenblick, wo sie sich bei dem großen Manöver aufs beste hätten bewähren können.

Die Handlung wird noch erweitert durch das Aufblenden eines Weltkriegserlebnisses, das um das alte Kampfflugzeug D III 88 spielt. Die Geister der Kriegsflieger werden beschworen. Es kann hier nicht die ganze erregende und dramatische Handlung erzählt werden, nur soviel sei gesagt, daß außer dem Fortlaufen der Handlung die Kleinigkeiten des täglichen Lebens auch zu ihrem Recht kommen. Die Filmkamera belauscht die wirklichen Flieger — keine Schauspieler — bei ihrer Tagesarbeit und bei dem frohen Zusammensein in der Freizeit. Und daß auch die Schauspieler den richtigen Ton und die richtige Form beherrschen, dafür sorgte ein Sonderkursus, den sie vor Beginn der Dreharbeit absolvieren mußten.

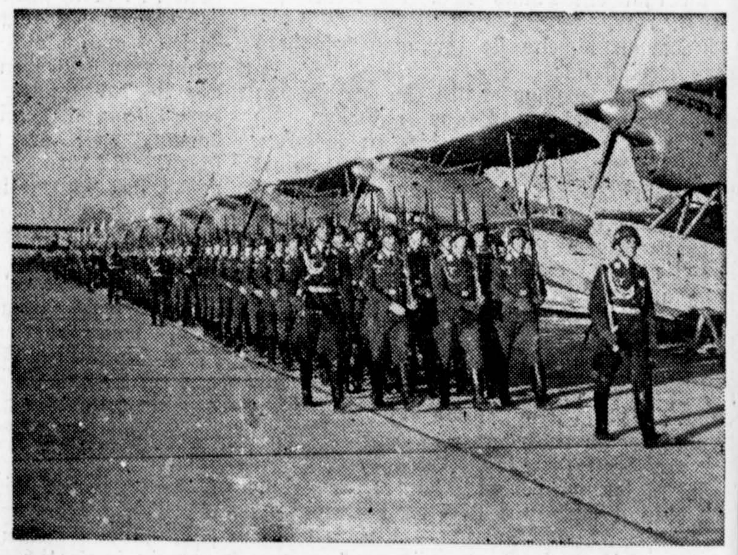
Wie gesagt, die Flugzeuge und nebenbei auch die Kriegsschiffe unserer Wehrmacht sind Hauptdarsteller in diesem Film. Man kann gewiß sein, daß alle Beteiligten, Menschen, Maschinen und Schiffe ihre Arbeit so gut wie möglich gemacht haben. Dr. Siska

Im Führerraum der Bombenmaschine

Links: Hermann Braun und rechts: Heinz Welzel, der eine soeben empfangene Funknachricht weitergibt.

Leben im Fliegerhorst

Eine Szene aus dem Tobis-Film von unserer jungen Luftwaffe „D III 88" mit Otto Wernicke, dem Darsteller eines Werkmeisters, im Vordergrund.



Eine Kompanie Flieger

Ein Bild aus dem großen Fliegerfilm „D III 88", der in monatelanger Arbeit in mehreren deutschen Fliegerhorsten gedreht wurde.

Fot. (4): Tobis-Klagemann

Höflichkeit kostet nichts

Es klopft an der Tür.

„Herein!" sagte der Direktor.

Es war der Bürobote. „Entschuldigen Sie, Herr Direktor, aber draußen ist ein Reisender, der schon seit zwei Stunden gewartet hat!"

„Hm", meinte der Direktor, „werfen Sie ihn hinaus, und bitten Sie ihn um Entschuldigung, daß wir es nicht schon vor zwei Stunden getan haben!" (Aftenbladet)

*

Zu einem Bremer Rechtsanwalt kommt ein Bauer aus der Umgebung. Er trägt seine Sache ausführlich vor. Als er geendigt, erkundigt er sich:

„Na, wie denken Sie über die Sache, werde ich den Prozeß gewinnen?"

„Unbedingt, ich gratuliere für einen günstigen Ausgang."

„So? Dann will ich das Klagen man lieber sein lassen, denn ich habe die Sache meines Gegners erzählt!" (Koralle)

Er lebt davon

„Pullich kann wohl lachen, der lebt von den Fehlern seiner lieben Mitmenschen." — „Wieso?" — „Ja, er hat doch eine Fabrik für Radiergummi!"

„Nun habe ich ihr zwei Jahre lang jede Woche einen Brief geschrieben, und jetzt hat sie sich mit dem Briefträger verlobt. (Politiken)

Sicher ist sicher

Herr Böckelmann sah von der Zeitung auf. „Hm", meinte er zu seiner Frau, „hier steht etwas von einem Mann, der überfallen wurde, aber dadurch gerettet worden ist, daß die Revolverkugel des Räubers an einem Knopf seines Anzuges abprallte! — — Meinst du nicht auch, Amanda, daß es besser wäre, wenn du die beiden fehlenden Knöpfe an meiner Weste wieder annähen würdest?!" (Dagens Nyheter)

*

„Mutter, auf unserer Hochzeitsreise werden wir nach Aegypten fahren, dem Lande der Skarabäen und Hieroglyphen."

„Das ist ja ganz schön, bringe nur nichts von dem Ungeziefer mit nach Hause." (Vara Nöjen)

*

Fritzchen hat seit einiger Zeit ein kleines Brüderchen. Seither hat er es nur im Wickelkissen gesehen. Als er es nun zum ersten Male im Bad erblickt, ruft er ganz aufgeregt:

„Schau, Mutti, schau, jetzt kriegt er schon Beine."

*

„Nun, Zeuge, erzählen Sie mal, was Sie von der Prügelszene im Wirtshaus ‚Zum zahmen Lamm' behalten haben!"

„Drei Zähne, Herr Gerichtshof, einen Backenzahn und zwei Eckzähne — die anderen haben se mir ausgeschlagen!" (Koralle)

*

Mike war krank. Mike wurde gesund. Daheim erzählt er: „Alle meine Freunde besuchten mich jeden Tag!"

„So krank warst du?"

„Nein. So hübsch war meine Krankenschwester." (Berl. Illustr. Ztg.)

Verstopfung
übermäßiges Fett, Gicht, Rheuma, Hämorrhoiden vermeide man durch gründliche Reinigung von Darm, Blut und Säften mit
Dr. Schleffer's Stoffwechselsalz.
Der Erfolg überrascht!
Glas M. 1.20 Doppelpck. M. 2.—

Schlank
und leichter im Gewicht
Präm. m. gold. Medaille
Aufklärung kostenlos
H. Goth, Nürnberg S 5

NEULAND
Ehe willige wenden sich seit 20 Jahren m. Erfolg an unsere zuverlässige, diskr. arbeit. Einrichtung Ausk. kostenlos.
Neuland-Brief-Bund Herne R Fach, 153

Wir wollen
es uns jetzt aber merken: Heiratswünsche gehören ausnahmslos
in diese Zeitung!